Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Plebejerblut.

Plebejerblut.

Moderner Roman

von

Paul Raché.

Zweite Auflage.

[1893]

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.

I.

Er hatte sie auf der Straße kennen gelernt.

Es war ein selten schöner Aprilabend. Wochenlang hatte man sich nach einem warmen Sonnenstrahl gesehnt, aber der Frühling hatte noch immer nicht kommen wollen. Nun war es mit einemmale anders geworden. Die Sonne hatte den Tag über sommerliche Glut ausgestrahlt und jetzt war er da, der erste lauwohlige Frühlingsabend. Alles drängte hinaus, den herrlichen Abend zu genießen.

Es war gegen acht Uhr, die Zeit, wo die Geschäfte sich schlossen und aus den großen Konfektionsläden der Peters- und Grimmaischenstraße, den Hauptverkehrsadern Leipzigs, das größtenteils weibliche Personal herausströmte. Der Frühling in der Natur erweckte auch in den Herzen der Menschen eine neukeimende Lebenslust, eine Daseinsfreudigkeit die auf

den fröhlich lachenden Gesichtern und in dem lebhaften Geplauder der wogenden Menge beredten Ausdruck fand.

Auf der Promenadenhälfte, die östlich vom Augustusplatz hinläuft, war das Gewoge besonders stark. Namentlich die jüngere Generation war hier vertreten. Junge Kaufleute, Konservatoristen, Studenten, sonst zumeist Geschäftsmädchen. Man ging durchaus nicht spröde an einander vorüber. Es war ja Frühling, und die Frühlingsstimmung brachte es mit sich, daß man am heutigen Abend auf der einen Seite eine besondere Unternehmungslust verspürte und sich auf der andern weniger zurückhaltend für neu anzuknüpfende Herrenbekanntschaften zeigte, als sonst.

Ein prüfender Blick hier, ein leises Lächeln dort, oder wenn mehrere Mädchen zusammen waren — und die wenigsten gingen allein — auch wohl ein verhaltenes Kichern, und die Bekanntschaft, die in den meisten Fällen den einen Abend nicht überdauerte, war gemacht.

Wenn man den ganzen Tag über hinter dem Ladentisch gestanden hatte, oder in den dunklen Magazinen, wollte man auch einmal eine kleine Abwechslung haben, irgend etwas, das wie ein Abenteuer aus-

sah. Das Leben in den dumpfen, von den Sonnenstrahlen nur wenig erhellten Gewölben war ja so einförmig, man hatte so gar nichts vom Dasein, wenn man nicht die paar Stunden, wo man frei war, auch wirklich genoß.

Deshalb sträubten sich auch die beiden Freundinnen nicht lange, als sie von den zwei Herren, die ihnen schon längere Zeit gefolgt waren, dem jungen Doktor der Medizin Fritz Bernhard und dem Referendar Willy Werner, angesprochen wurden und ließen sich ihre Gesellschaft ganz gerne gefallen.

Bald schritten sie zusammen unter lebhaftem Geplauder die Promenade entlang dem Königsplatz zu. Dann gingen sie zu zweien, er mit ihr voran, während Werner mit der andern folgte.

Er hatte bald alles erfahren, was er zu wissen wünschte. Sie hieß Lene, den Vatersnamen verschwieg sie ihm vorläufig noch.

„Warum wollen Sie denn den wissen?“ fragte sie. „Ich weiß ja noch gar nicht, ob ich Sie wiedersehn werde und es hat ja doch keinen Zweck für Sie.“

Sie hatte recht, Zweck hatte es nicht und ihm war es im Grunde genommen auch ganz gleichgültig, wie sie hieß und wer sie war.

Ob sie jetzt direkt aus dem Geschäft käme?

Nein, sie hätte nur ihre Freundin abgeholt und da solch schönes Wetter sei, hätten sie sich vorgenommen, noch ein wenig spazieren zu gehen.

Aber sie ginge doch in ein Geschäft?

„Nein ... das heißt ...“ sie überlegte einen Augenblick, „ich bin auf den Komtor beschäftigt ... bei Hammer und Linck“, fügte sie mit einem Ausdruck hinzu, als ob alle Welt ihre Firma kennen müßte.

Während sie, über alles mögliche schwatzend, weiterschritten, versuchte er es, sie aufmerksamer zu betrachten. Der lange unmoderne Regenmantel ließ die hohe, schlanke Gestalt nur unvollkommen hervortreten, und in dem trüben Licht der Gasflammen, die den breiten Steg der Promenade spärlich beleuchteten, vermochte er auch ihre Gesichtszüge nur schlecht zu erkennen. Aber schöne Augen hatte sie, das sah er, die sie während des Plauderns unaufhörlich zu ihm hinübersprühen ließ. Und sie plauderte in einer so reizenden Art und Weise, so lebhaft, naiv und drollig, daß es ein Vergnügen war, ihr zuzuhören.

Als sie in der Nähe der Centralhalle angelangt waren, rief ihnen Werner zu, stehen zu bleiben. Er hatte sich augenscheinlich mit seiner Begleiterin schon

ziemlich vertraut gemacht. Seinen Arm hatte er in den ihren hineingeschoben und sonst benahm er sich in der freien Weise, die Bernhard an ihm gewohnt war bei dergleichen Anlässen.

„Hört mal, Kinder,“ meinte er, als er herangekommen war, „das viele Umherlaufen hat keinen Zweck. Ich wenigstens hab's herzlich satt. Ich schlage vor, in irgend ein Caffon zu gehen oder in eine anständige Bierkneipe. Es ist euch doch recht? Die Wally hatt bereits zugesagt. Nicht wahr, Wally?

Das Mädchen nickte zustimmend.

„Aber es ist schon so spät,“ begann Lene, indem sie eine kleine, silberne Uhr hervornestelte, „gleich neun Uhr und um zehn wird pünktlich bei uns zugemacht.“

„Jemine, thun Sie nur nicht so,“ fiel hier Werner ein, „Sie haben ja doch einen Hausschlüssel.“

„Ich — Hausschlüssel? Na, da kennen Sie meinen Papa schlecht,“ entgegnete Lene lachend.

„Ach was, Ihr Papa wird so schlimm nicht sein,“ versetzte Werner, das „Papa“ recht auffällig betonend. Es kam ihm äußerst spaßig vor, daß dieses Mädchen einen Papa haben wollte und sich nicht mit einem ihrem Stande angemessenen Vater begnügte.

„Übrigens ist es ja vorläufig noch lange nicht zehn,“ fuhr er dann fort „in einer Stunde läßt sich noch viel andrehen. Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?“ wandte er sich hierauf an Lene.

„In der Salomonstraße.“

„Salomonstraße . . . hm!“ Er überlegte, einen Augenblick. „Dann schlage ich Café Hartmann vor, das liegt so schön am Wege. Was meinst du, Fritz?“

„Hartmann? . . nun meinetwegen“, antwortete dieser.

Zehn Minuten später saß man gemütlich in einem der kleinen Hinterzimmer des Cafés.

Sie hatten sich anfangs in das große Gastzimmer setzen wollen, aber den beiden Mädchen gefiel es hier besser und so blieben sie denn.

Die Stimmung wurde bald eine recht animierte. Werner sorgte schon dafür, daß es nicht langweilig wurde. Er liebte es, den Gesprächen eine pikante Würze zu geben und hatte für solche Gelegenheiten immer ein paar Bonmots und die neuesten Witze in Bereitschaft. Dabei hielt er sich aber stets in den entsprechenden Grenzen. „Niemals verletzen“, war seine Parole, „und immer den Gentleman rausbeißen. Ein bischen pikant, das lieben nun einmal die Weiber, aber sonst sie immer anständiger behandeln, als sie es verdienen.“

Die beiden Mädchen schienen sich bei den Späßen Werners auch ganz gut zu amüsieren. Während Wally sich mehr passiv verhielt, beteiligte sich Lene lebhaft an der Unterhaltung und blieb Werner keine Antwort schuldig. Es war merkwürdig, wie sie auch die leiseste Anspielung und die feinste Pointe sofort erkannte und in demselben kecken Tone antwortete.

Sie gefiel Bernhard immer mehr.

Er hatte jetzt so recht Muße, sie ordentlich zu betrachten. Sie hatte den alten abgetragenen Mantel ausgezogen, und in der braunen Trikottaille mit dem roten Ledergurt kam ihre schlanke, jugendfrische Figur vorteilhaft zur Geltung. Ihrem Aussehen nach konnte sie achtzehn bis neunzehn Jahre alt sein.

Das etwas längliche, gesunde Gesicht war mehr interessant als schön zu nennen und erhielt durch die schillernden braunen Augen, die hin und herblitzen und aus denen tausend versteckte Teufeleien zu sprühen schienen, einen eigenartigen Reiz prickelnder Pikanterie. Bei aller Mädchenhaftigkeit lag in dem Gesicht ein unverkennbarer Zug lüsternen Sinnlichkeit. Die Wangen zeigten ein frisches Rot, das während der lebhaften Unterhaltung eine noch intensivere Färbung angenommen hatte, und die zierlichen, feingeschnittenen Nasenflügel

zitterten wie unter elektrischen Schlägen, wenn sie erregt sprach. Das Haar verdeckte der breitkrämpige Hut fast ganz, nur auf der etwas niedrigen Stirn zeigten sich ein paar verstreute braunblonde Locken.

Man amüsierte sich allseitig so gut, daß niemand auf die Zeit acht gab. Als es zehn Uhr schlug, machte Werner lächelnd darauf aufmerksam.

„Das Haus ist nun doch einmal zu, Fräulein", wandte er sich an Lene, die ganz ruhig den Schlägen der nahen Thurmuhr zuhörte und auch keine Angst mehr vor ihrem „Papa" wegen ihres späten Nachhausekommens zu verspüren schien, „es wird Ihnen nun doch wohl nichts andres übrig bleiben, als — Ihren Hausschlüssel bei sich zu haben."

Alles lachte und Lene holte aus ihrer Tasche ein Schlüsselungethüm hervor, das allgemein angestaunt wurde.

„Aber lange kann ich trotzdem nicht mehr bleiben", sagte sie, „meine Mutter, die ist ja ruhig, aber mein Papa . . . "

Werner räusperte sich auffallend und meinte: „Ja, ja, der Papa!"

Lene merkte das Spötteln Werners wohl heraus. Überdies ärgerte sie das überlegne Lächeln, das fort-

während seine Mundwinkel umspielte. Sie schien eine spitze Erwiderung auf der Zunge zu haben, unterdrückte sie aber und kehrte ihm den Rücken zu, worauf sich Werner wieder mehr seiner Schönen widmete, die durchaus nichts von der graziösen Leichtigkeit ihrer Freundin besaß und dem Gespräche schweigsam zugehört hatte, offenbar geärgert, daß sich Werner mehr mit Lene als mit ihr abgab.

Ein paar Worte von ihm genügten aber, um sie wieder versöhnlicher zu stimmen und mit ihrem breiten, verlegenen Lächeln lauschte sie seinen Worten.

Es war fast elf Uhr, als sie aufbrachen. Da die beiden Mädchen in verschiedenen Stadtteilen wohnten, trennte man sich unten mit dem Versprechen auf baldiges Wiedersehn.

II.

Es war schon ziemlich spät am Morgen, als sich Doktor Bernhard erhob. Ihm war gar nicht so recht behaglich zu Mute. Er hatte die Nacht über schlecht geschlafen und auch, was sehr selten bei ihm vorkam, viel geträumt.

Was für verrücktes Zeug es nur wieder gewesen war? Woher das nur kam? Er war doch gestern ganz solide gewesen, es war noch nicht zwölf Uhr, als er nach Hause kam.

Nun erinnerte er sich näher an die Ereignisse von gestern Abend. Richtig, er hatte mit Werner ein paar Weiber angesprochen, mit denen sie dann zusammen in einem Café gewesen waren — ein ganz alltägliches Vergnügen, an das sie gewöhnlich schon am nächsten Morgen nicht mehr dachten und das sie über ein paar Tage sicher vergessen hatten.

Aber gestern war es eigentlich doch ein wenig anders gewesen wie sonst. Dieser Racker, die Lene, mit ihrer sprudelnden tollen Laune, ihrer quellenden Fröhlichkeit, ihrem quecksilbernen Lachen — Teufel noch mal, das war wirklich ein Mädchen, das so recht von dem langweiligen Schlage der Konfektionösen abwich, mit denen er bis jetzt verkehrt und die er herzlich satt hatte.

Jetzt erinnerte er sich auch deutlich an den Nachhauseweg. Arm in Arm waren sie die Dresdnerstraße hinuntergegangen. Sie plauderte munter von den verschiedensten Dingen, die für ihn gar kein Interesse besaßen, und doch hörte er ihr aufmerksam zu, es war so reizend, sie plaudern zu hören. Und bei dem Geplauder war es ihm allmählich so eigentümlich warm ums Herz geworden, so wie schon lange nicht mehr, so primanerhaft duselig, so sentimental weinerlich... und dann hatte er zu sprechen angefangen von Liebe und Glück, und wie es ihn freue, endlich ein Mädchen gefunden zu haben, das so ganz seinen Vorstellungen entspräche. Und daß sie recht bald und recht oft wieder zusammen kommen wollten, um sich ganz kennen zu lernen. Und sie hatte ihn dabei mit ihren braunen Augen so erstaunt fragend angeblickt und er

hielt ihren Blick aus, denn die Worte kamen ihm wirklich von Herzen. Und wie sie dann so still wurde, und das leichtsinnig lustige von vorhin ganz aus ihren Augen schwand ... Und dann hatte er sie an sich gezogen und die jugendfrischen roten Lippen geküßt ...

Pah!

Ärgerlich sprang er aus seinem Sessel auf und machte eine Bewegung, als ob er etwas von sich abschütteln wollte.

Unverbesserlicher Schwärmer, der er war! Daß er sich doch immer wieder so von seinen Augenblicksstimmungen hinreißen ließ. Er, den seine Freunde wegen seiner nüchternen, praktischen Anschauung jeder wärmeren Regung für unfähig hielten, er, der sich selber „furchtbar realistisch" nannte und es längst aufgegeben hatte, die Welt mit idealen Glotzaugen anzustarren und die Dinge anders zu wünschen, als sie waren — sollte von der idealistischen Schwärmerei seiner ersten Jugend doch noch etwas in seiner Brust zurückgeblieben sein, etwas, das sich durch die harte Kruste seines Gemüts immer wieder durchbrach, und dann Gedanken und Stimmungen in ihm aufkommen ließ, die er längst begraben glaubte?

Es war ihm schon oft selber so vorgekommen.

Mitten in der ausgelassensten tollen Fröhlichkeit, am Biertisch bei lustigen Kameraden, im Arme schwelgerischer Sinnenfreude ergriff ihn ein plötzlicher Ekel vor seinem Treiben, und eine gewaltige, unendliche Sehnsucht kam in ihm auf nach etwas, was er früher besessen hatte. Ein traurig süßes Gefühl erfüllte seine Brust, und in dieser Stimmung hätte er weinen mögen, heiße, bittre Thränen weinen, wie ein aus dem Paradies Vertriebener. Und dann war er fortgestürmt aus dem Kreise fröhlicher Genossen, hatte sich los gerissen aus dem Taumel des Genusses, fort, fort, fort!!

In der Einsamkeit des Waldes fand er sich wieder, das Haupt in das kühlende Gras gelegt, um sich her das geheimnisvolle Rauschen altehrwürdiger Eichen und dort oben, weit, weit über sich die stillen Sterne, hinter denen sich so viele ungelöste Wunder verbargen. Die verlorne Poesie seiner Kinderjahre umwehte ihn wieder, die keusche Unschuld seiner Jugendträume und seiner Jugendideale zog wie ein Hauch über seine Seele hin . . . Und dann wurde er wieder ruhig. Im Angesicht der Unendlichkeit fühlte er den Sturm in seinem eignen Innern sich legen, er kam sich so klein vor, so nichtig mit seinem Schmerz der Allnatur gegenüber.

Und dann versenkte er sich gern in die Vergangenheit. Mit wehmütigem Gefühl dachte er an seine Jugendzeit zurück. Er war von jeher ein Schwärmer gewesen; in der Schule und zu Hause, von Freunden und Verwandten wurde er allgemein für einen Sonderling gehalten. Es war ihm auch ganz gleichgiltig, was man von ihm dachte. Er lebte am liebsten für sich, allein mit seinen Gedanken, allein mit seinen Träumen. Und er dachte an seine erste Liebe. Er war damals vierzehn Jahre alt, das erste erwachende Gefühl eines keimenden, mehr geahnten als empfundenen Glückes, noch unberührt von den Stürmen ausgereifter Männlichkeit. Und wie rein, wie heilig ihm diese Liebe war, wie hoch er von dem Mädchen dachte, dem sein Denken und Empfinden gehörte. Die Gebete seiner Kinderjahre hatte er damals schon verlernt. Aber wenn er des Abends in seinem Bette lag und an seine Liebe dachte, dann faltete er unwillkürlich die Hände, seine Liebe war ihm zum Gebet geworden. Und er fand das Leben schön und er lebte weiter in seinen idealistischen Träumereien und im Traume entflogen die Jahre. — —

Und es kam die Zeit, wo er die Schule verließ und die Universität bezog. Die frische, freie Burschen-

Herrlichkeit, nach der sich die andern sehnten, stieß ihn ab; das studentische Leben, in das sich seine Bekannten mit offenen Armen warfen, kam ihm roh vor, der Ton, der zumeist an der Biertafel herrschte, verletzte sein reines Gemüt aufs höchste. Und einsam und zurückgezogen verlebte er auch das erste Semester auf der Universität. Und doch konnte er es nicht hindern, daß er hin und wieder mit dem großstädtischen Treiben in Berührung kam, und eine leise Ahnung dämmerte in ihm auf, daß das Leben doch anders sei, als er es sich in der Stille seines thüringischen Heimatsstädtchens vorgestellt hatte.

Da starb sein Vater. Das war ein jäher Schlag, der ihn mit einem Male aus seinem Traumleben zur harten, grausen Wirklichkeit erweckte. Die Quelle, die ihm bis jetzt die Mittel zu seinem ruhigen Leben gewährt hatte, war versiegt, er mußte jetzt für sich selber sorgen, der rauhe Kampf ums Dasein begann auch für ihn. Jetzt erst lernte er Welt und Menschen kennen, wie sie wirklich waren, der Schleier, der bis dahin vor seinen Augen gehangen hatte, wurde gewaltsam fortgerissen, und sein Blick starrte unverhüllt hinein in das ruhelose Getriebe des Tages, das seiner idealen Welt so wenig glich, das keine höheren Ziele kannte

und nur vom brutalsten, tierischen Egoismus beherrscht wurde.

Jetzt kam die trübste Zeit seines jungen Lebens. Mit dem Träumen war es vorbei, jetzt hieß es arbeiten und immer wieder arbeiten, rücksichtslos und schonungslos, sich vordrängend und andre, Schwächere vertreibend.

Und er sah, wie in diesem Kampfe alle seine Ideale zertrümmert wurden, sah, daß sein ganzes früheres Leben von falschen Vorstellungen geleitet war, die nichts mit der Wirklichkeit zu thun hatten. Und das Leben um ihn her erschien ihm immer nüchterner und prosaischer, immer roher und widerlicher, und in all dem Schlamm und Schmutz, in den er treten mußte, versank auch seine Reinheit und Unschuld immer mehr. Und als auch sein letztes Ideal, an das er am längsten geglaubt, an das er sich mit wahnsinniger Verzweiflung festgeklammert hatte, als auch das Weib aus dem hehren Tempel der Reinheit herausgestoßen und in den Schlamm gezerrt wurde, als er nichts mehr hatte, zu dem er aufblicken, zu dem er beten konnte, da schrie es in ihm auf, und ein ungeheurer Ekel ergriff ihn vor diesem Leben. Und es kamen Tage über ihn, in denen es ihm fast unmöglich schien, das alles noch länger zu ertragen, in denen ihn mit Todessehnsucht

aus all dem Schmutz und Elend heraus verlangte. Nur der Gedanke an seine Mutter, der er alles war, gab ihm damals Kraft und Trost.

Jetzt gab er auch sein einsames Leben auf, er kam mehr mit Kameraden in Berührung, und er sah, wie der Kampf ums Dasein auch andern Gesichtern seinen Stempel aufgedrückt hatte. Er begriff das ganze Elend des studentischen Proletariats und nahm mit Staunen wahr, wie die Hunderte, denen es ebenso ging, wie ihm, fröhlich und guter Dinge waren, wie sie über dem Schicksal standen und durch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufrecht erhalten wurden.

Und da ergriff ihn ein wilder Trotz. Wozu die kopfhängerische Miene? Heidi, hineingestürzt in das Leben, mit vollem Zuge das kärgliche Maß der Freude genossen, das sich einem darbot, die Welt genommen, wie sie war, und im Strudel des Genusses alles Elend vergessen!

Und es dauerte nicht lange und er gewöhnte sich an die neue Welt. Sie war so übel nicht, jetzt, wo er sie mit ganz andern Augen betrachtete, und ein mitleidiges Lächeln kam wohl über sein Gesicht, wenn er an seine Schwärmereien von früher dachte. Es

machte ihm fast ein Vergnügen, seine ehemaligen Ideale zu verspötteln, hochmütig die Achseln zu zucken über seine Jugendthorheiten. Er wurde immer mehr abgestumpft, sein Gefühl empörte sich nicht mehr gegen das Schlechte, die Roheit, die ihm von allen Seiten entgegentrat, stieß ihn nicht mehr ab. Und er war zufrieden mit sich selber, jetzt war er ein richtiger moderner Mensch, so recht wie geschaffen für die Welt der Jahrhundertswende. Mit Verachtung blickte er zurück auf die Zeit seiner idealen Jugendduselei, in der er sich doch eigentlich nie so recht zufrieden gefühlt hatte, die ihm weiter nichts gebracht hatte, als eine Art weinerlicher Glückseligkeit. Jetzt war das Gott sei Dank vorbei, jetzt hatte er keine Stimmungen mehr. Eine förmliche Wut überkam ihn, daß er früher so gewesen war, wie er gewesen war, und in dieser Wut ließ er sich zu Ungerechtigkeiten gegen sich und sein Gemütsleben hinreißen und er fand eine Genugthuung darin, sich im Kreise seiner Kameraden so nüchtern prosaisch, so cynisch und roh wie nur möglich zu zeigen, so daß er schließlich selber glaubte, so zu sein, wie er sich gab.

Und sein Leben, das zwischen Lohnarbeit und Studieren und Vergnügungen dahinfloß, ließ ihm keine

Zeit zu müßigem Nachdenken, keine Zeit, um sein Innenleben einmal zu sezieren, um sich selbst wiederzufinden.

So waren mehrere Jahre dahin gegangen und er hatte sich bis in die Nähe des Staatsexamens durchgehungert. Da starb ein entfernter Verwandter von ihm, an den die Familie kaum mehr gedacht hatte, und er gelangte in den Besitz einer Summe, die nicht groß war, die aber für seine bescheidenen Ansprüche genügte, um sich in Ruhe auf das Examen vorbereiten zu können, und die auch allenfalls noch für die ersten zwei oder drei mageren Jahre der ärztlichen Praxis langte. Jetzt, aller Sorgen mit einem Male ledig, klar und offen die Zukunft vor sich, nicht mehr abhängig von allerlei launischen Wechselfällen des Schicksals, stürzte er sich mit Eifer in die Arbeit. Vor kurzem hatte er sein Staatsexamen bestanden und sich zugleich den medizinischen Doktorhut geholt. Jetzt zum ersten Male seit langen Jahren lernte er wieder die stillen Stunden der Ruhe kennen, die lebhaft bewegten Wogen seines Geistes glätteten sich und er fing wieder an klar zu denken. Und dann kamen jene Stimmungen in ihm auf, über welche er sich nicht recht Rechenschaft zu geben vermochte, die ihn so fremd

und so bekannt anheimelnd zugleich berührten. Es kam ihm vor, als ob seinem jetzigen Leben etwas fehle, er fühlte sich plötzlich unbefriedigt und heiße Sehnsucht nach diesem Etwas ergriff ihn, obgleich er nicht wußte, was es war und wo er es suchen sollte. Unklar, unbestimmt, in grauen, verschwommenen Farben erschien es vor ihm, jetzt glaubte er es zu erkennen, zu fassen, da verwischten sich die Farben und er starrte wieder in das Geheimnisvolle, Nebelhafte, Graue. Er fühlte instinktmäßig, daß dieses Nebelbild sein Leben trüben würde, aber die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung, wich nicht von ihm. Mitunter erschien es ihm wie ein Stück seiner Jugendideale, aber so ganz anders, ganz anders . . .

Er war gerade dabei, langsam seinen selbst bereiteten Cacao zu schlürfen, als Werner eintrat.

„Morgen!"

Bernhard nickte.

„Nun", sagt er dann, „so spät noch? Habt ihr denn so wenig zu thun?"

„Das gerade nicht, aber man überarbeitet sich bei der Justiz auch nicht. Und dann weißt du ja, mein Amtsrichter ist ein gemütlicher Kerl."

Er setzte sich dicht vor Bernhard in einen Sessel

und blickte seinen Freund fragend an. Als aber sein fragendes Gesicht unbeantwortet blieb, meinte er schließlich:

„Na?“

„Was denn?“ fragte Bernhard, der sich jetzt durchaus nicht in der Stimmung fühlte, um mit Werner eine Unterhaltung zu führen.

„Na, gestern abend. Wie war's denn noch?“

„O, ganz nett —“

„Kann ich mir denken! Ich dagegen — brr! Die Wally ist ja ein Schauerweib. Das reine Polarmeer. Na, hatte keine Lust, den Eisbrecher bei ihr zu spielen. Nicht für'n Sechser Temperament. Der Nachhauseweg war baumwollen langweilig. Na, meinetwegen, ich lasse sie einfach schwimmen. Du hast natürlich wieder das große Los gezogen, deine Lene ist ja ein Götterweib. Teufel noch mal, da liegt wenigstens Rasse drin! Wann trefft Ihr Euch wieder?“

„Wir haben nichts bestimmtes ausgemacht. Überhaupt weiß ich momentan noch nicht, ob ich wieder mit ihr zusammenkommen werde.“

Werner sah seinen Freund erstaunt an.

„Ach mach doch keinen Unsinn“, sagte er dann. „Solch ein Weib aufzugeben, das wäre ja — Aller-

dings, Du hast in letzter Zeit schon öfter solch komische Ideen gehabt . . . wenn Du wirklich keine Lust hast, dann sage es aber bestimmt."

„Warum?"

„Warum? Nun sehr einfach, dann nehme ich sie auf mein Conto. So etwas findet man nicht alle Tage. Und Dir kann's ja dann ganz egal sein."

„Nun?" fragte er nach einer Weile, als Bernhard noch immer schwieg. „Willst Du sie mir abtreten?"

Bernhard sah Werner einen Augenblick lang in das runde, fleischige, sinnliche Gesicht und dann dachte er an Lene, nicht an die sprudelnde, pikante Lene vom Café Hartmann, sondern an die Lene, die ihn mit ihren braunen Augen so verwundert und fragend angesehen hatte, als er ihr beim Nachhauseweg von Liebe sprach. Und langsam antwortete er:

„Nun, ich werde doch lieber erst einmal selber sehen . . ."

III.

Am Nachmittag des übernächsten Tages saß Doktor Bernhard im Café Mercur an der Promenade, wo er für gewöhnlich nach dem Mittagsessen die Tageszeitungen zu lesen pflegte. Um die Politik kümmerte er sich herzlich wenig und mit den feuilletonistischen Nachrichten war er bald fertig geworden. Lange Zeit hatte er damit zugebracht, die Vorübergehenden zu betrachten. Auch das wurde ihm schließlich zu langweilig. Er hämmerte eine Weile mit den Fingern auf der Marmorplatte des Tisches herum, die Melodie des Kußwalzers leise vor sich hinpfeifend. Dann nahm er sein Notizbuch hervor und fing an, mechanisch darin umherzublättern.

Er war auf der letzten Seite angelangt. Oben in der Ecke, in feinen, zierlichen Lettern stand: „Helene Höllnau, Salomonstraße 18.“

Richtig! Er hatte ihr versprochen zu schreiben,

und sie hatte die Adresse in seinem Notizbuch verzeichnet.

Daß er auch immer wieder an das Mädchen erinnert werden mußte! Schon gestern den ganzen Tag war es so gewesen. Mitten in der Arbeit, wenn sein Geist mit ganz etwas anderem beschäftigt war, tauchten zwei schillernde braune Augen vor ihm auf, und je länger er in die Augen starrte, je mehr verloren sie ihren Glanz und sie wurden sanft, wie die eines Rehes. Und dann schlugen plötzlich liebliche, plaudernde Töne an sein Ohr, die sich in sein Herz einschmeichelten und er vermochte sich nicht freizumachen von dem Blick und dem Klang der Stimme.

Er wurde ärgerlich.

Es war ja geradezu lächerlich! Eine Konfektionöse oder so etwas ähnliches, die er von der Straße aufgelesen hatte, eins von den Weibern, bei denen es heißt: heute der, morgen der. Wer weiß, mit wem sie gestern abend herumgebummelt war. Und er hatte zu ihr von Liebe gesprochen, war sentimental geworden . . . Dumm, kolossal dumm! Wie mag sie im stillen über ihn gelacht haben! Er wollte gar nicht mehr an sie denken, auch nichts mehr von sich hören lassen. Was würde denn die Folge sein? Ein wochen=

langer Verkehr, bis man sich gegenseitig satt hatte und dann — Pah! Er hatte jetzt keine Zeit dazu, er wollte wieder anfangen zu arbeiten, solch verrückte Gedanken kommen, wenn man den ganzen Tag nichts zu thun hat . . .

Arbeiten? Hm! Hatte er es denn so eilig damit? Ein bischen Ruhe nach der jahrelangen Schusterei schadete gar nichts. Und den ganzen Tag konnte er ja doch nicht arbeiten. Würde sie ihn denn viel stören? Und ein Mädel wie die Lene so ohne weiteres aufgeben — Werner hatte recht, es würde ungeheuer dumm von ihm sein. Es war so etwas eigenartiges an dem Mädel, so etwas prickelndes, er würde lange suchen müssen, ehe er wieder etwas ähnliches fände.

Und ohne die Weiber konnte man ja nun doch einmal nicht existieren. . . .

Er bestellte das Adreßbuch.

Er wollte doch einmal nachsehen, ob sie bei den Eltern wohnte oder allein.

Salomonstraße . . . 18 . . . Richtig, da stand es: Friedrich Höllnau, Möbelpolier, Hinterhaus parterre . . .

Möbelpolier! Das Wort hatte in diesem Augen-

blick einen so seltsamen Klang für ihn, als ob er es zum ersten Male hörte.

Zugleich fühlte er sich etwas ernüchtert.

Warum nur? Daß sie keine Kommerzienratstochter sei, wußte er ja, was hatte er denn anders erwarten können? Und Möbelpolier war immer noch besser als „Arbeiter bei der königl. sächs. Staatseisenbahn", wie der Titel seiner letzten „Liebe" im vierten Stock der Burggasse gelautet hatte.

Er schrieb ihr also, daß er für morgen, Freitag, zwei Logenplätze im Zirkus besorgen wolle, und daß er sie um halb acht Uhr in der photographischen Schauhalle von Bellach erwarte. Er schrieb das Wort „Logenplätze" so, daß es recht in die Augen fallen mußte. Hoffentlich verstand sie ihn und richtete ihre Toilette darnach ein. Am letzen Mal sah sie eigentlich ziemlich kommune aus.

Dann schlenderte er langsam durch die Grimmaische Straße, wo sich um diese Zeit die ganze und die halbe Welt Leipzigs ein Rendezvous gab. Es gab Leute, die mit staunenswerter Beharrlichkeit stundenlang die kurze Strecke vom Café National bis zum Café Français hin- und herwandelten, denen die Luft der Grimmaischen Straße zu einem Ozon geworden war,

das sie täglich mit neuem Wohlbehagen einatmeten und ohne das sie nicht recht leben zu können schienen. Wenn Doktor Bernhard auch nicht zu dem eigentlichen Stammpublikum gehörte, so konnte man ihn doch häufig in den Nachmittagsstunden hier treffen. Es war immer eine Lieblingsbeschäftigung von ihm gewesen, in diesem Gewühl auf und ab zu gehen und die Vorüberwandelnden zu betrachten. Ein jedes Gesicht hatte etwas interessantes, auf einzelnen spiegelten sich ganze Romane ab und auch jenes Gesicht, aus dem einem die ganze geistige Stumpfheit und Hohlheit des Besitzers entgegenstarrte, war in seiner Eigenart interessant zu nennen.

Da kam auch sein Ideal von früher, die schöne Schwedin, wie man sie allgemein nannte. Jetzt war sie an einen bekannten Schriftsteller verheiratet, der ganz gut ihr Großvater hätte sein können und der, einen Kopf kleiner als sie, gebückt neben ihr herschritt. Ihr Gesicht war bleich und um ihre Augen, die schönen, großen, blauen Augen, die früher so voll und ruhig strahlten, lag ein Glanz heißer Sehnsucht, unerfüllter Mädchenträume. . .

Und er schritt weiter. Und zwischen all der Lust

und Freude, die ihn umgab, stieß er zuweilen auf ein gramschweres Antlitz, das sich hierher verirrt hatte.

Und ihm wurde wieder so sonderbar zu Mute, allerlei Gedanken gingen ihm durch den Sinn . . .

Und da dachte er auch wieder an sie.

Und er verglich im stillen die vorübergehenden Mädchen mit ihr und er war froh, daß er sie für morgen bestellt hatte.

Schade, daß er ihr nicht schon gestern geschrieben hatte . . .

Er hätte sie sofort haben mögen . . . jetzt, hier, sogleich!

Ihr kleines Plaudermäulchen, ihre braunen Augen, ihr . . .

Teufel noch mal, es war zu dumm! Er that ja gerade, als ob er in das Mädel verliebt wäre . . . Lächerlich, höchst lächerlich! . . .

Und ärgerlich vor sich hinpfeifend bog er in die Universitätsstraße ein.

IV.

Am nächsten Abend war sie pünktlich an dem bestimmten Ort.

Er hätte sie kaum wiedererkannt, als er sie jetzt vor sich sah. Daß eine Toilette eine derartige Veränderung hervorrufen konnte, wie hier bei der Lene, hatte er kaum geglaubt. Welcher Unterschied zwischen dem Mädchen vom Café Hartmann und dem jetzt vor ihm stehenden! Eine vollständige Dame, ganz und gar schick. Und er zog unwillkürlich den Hut tief vom Kopf, als er auf sie zutrat. Ein weißer Schleier dämpfte das gesunde Rot ihrer Wangen und gab dem Gesicht etwas feines, zartes. Das Kleid war modern, aber durchaus einfach, es hatte so gar nichts von der protzenhaften Aufdringlichkeit der Sonntagsnachmittagsausgehkleider, mit denen sich die Geschäftsmädchen für gewöhnlich schmücken. Sein Auge ruhte bewundernd auf der großen schlanken Figur und er mußte sich ge-

stehen, sie war wirklich schön. Urd dabei machte sie einen so vornehmen Eindruck, er würde nicht gewagt haben, sie anzusprechen, wenn sie ihm zum ersten Mal so begegnet wäre.

Sie nahm seinen Arm und eine gewisse Eitelkeit erfüllte ihn, als er an ihrer Seite dahinschritt. Ihr Gang und ihre Haltung waren vollkommen ladylike, als ob sie auf dem Parkettboden aufgewachsen wäre, nur das unstäte Rollen ihrer Augen, die bald hierhin, bald dorthin gingen, erinnerte ihn daran, daß er sie auf der Straße kennen gelernt hatte.

Im Zirkus selber sprachen sie nicht viel. Die laute schreiende Musik übertönte das Stimmengewirr der tausendköpfigen Menge, die in den weiten Räumen der Alberthalle des Krystallpalastes zusammengedrängt saß. Bernhard machte sich nicht viel aus der Vorstellung, den halsbrecherischen Produktionen der Zirkuskünstler fand er wenig Geschmack ab und für die uralten und plumpen Späße der Clowns vermochte er sich erst recht nicht zu begeistern. Zu seinem Erstaunen sah auch Lene ziemlich gelangweilt aus, und als der erste Teil zu Ende war und sie zusammen in den Garten hinuntergingen, fragte er, ob es ihr denn nicht gefalle?

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, sie fürchtete offenbar, ihn zu beleidigen, wenn sie die Wahrheit sagte: Er aber meinte lächelnd:

„Bitte, genieren Sie sich durchaus nicht. Ich sehe es Ihnen ja übrigens an, daß so'n Zirkus nichts für Sie ist — nebenbei bemerkt, für mich auch nicht, ich finde es gräßlich langweilig.“

„O, es ist ganz nett“, entgegnete sie langsam, „aber wenn man schon so oft in dem Zirkus gewesen ist, dann bekommt man's schließlich satt.“

„So, Sie sind also schon oftmals im Zirkus gewesen . . . Mit Herren?“

„Na ja“, gab sie lachend zur Antwort, etwas verwundert über die Frage. Und Bernhard lachte mit, die Frage war auch zu naiv. Als ob nicht schon andre vor ihm auf den Gedanken hätten kommen können, Lene in den Zirkus zu führen. Ein Mädel wie die Lene!

„Sie haben wohl schon recht viele Herrenbekanntschaften gehabt?“ fuhr er fort zu fragen.

„O nein, für wie alt halten Sie mich denn?“

„Nun, so zwischen achtzehn und neunzehn . . . vielleicht näher an die neunzehn . . .“

Sie lachte laut auf, so daß sich zwei Herren, die gerade an ihnen vorübergingen, verwundert umschauten.

„Sehe ich denn wirklich schon so alt aus? Dann werden Sie es kaum glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich vor zwei Monaten siebzehn geworden bin.“

„Was? Siebz . . . Ach nein —“

„Und doch“, unterbrach sie ihn. „Wenn Sie es durchaus nicht glauben wollen, muß ich Ihnen schon am nächsten Male meinen Taufschein mitbringen.“

Sie schien jetzt in die richtige Stimmung gekommen zu sein, denn sie plauderte lustig weiter.

„Ach ja, richtig, Herrenbekanntschaften! Damit ist's natürlich nicht so arg, wie Sie vielleicht denken, ich kann sie gerade noch zählen . . .“

„So?“

„Ja . . . warten Sie einmal . . . Eins . . . zwei, drei . . . vier . . . vierundeinhalber, den einen kann man nicht gut für voll nehmen.“

„So? Bin ich bei den vierundeinhalb schon einbegriffen?“ scherzte Bernhard.

„Nein, wenn ich Sie mitzählte, würden die fünf gerade voll, denn vorläufig sind Sie auch blos noch so'n halber. Übrigens treffen Sie es merkwürdig gut,

dem letzten, mit dem ich ging, habe ich vor acht Tagen einen Absagebrief geschrieben."

„Das trifft sich allerdings gut. Warum denn?"

„Ich konnte ihn nun einmal nicht leiden, trotzdem er mich sogar heiraten wollte."

Bernhard mußte über das „sogar" lächeln.

Da tönte die elektrische Klingel durch den Garten, der zweite Teil des Programms nahm seinen Anfang.

Bernhard hatte keine rechte Lust, jetzt in die schwüle Atmosphäre der Halle zurückzukehren, sie waren jetzt beide in der besten Stimmung und hier draußen plauderte es sich so schön.

„Wissen Sie was?" sagte er deshalb, „wenn es Ihnen recht ist, sehen wir uns den zweiten Teil gar nicht mehr an und gehen lieber noch ein Stück spazieren."

Sie gab ihre Zustimmung und sie gingen zurück in die Loge, um ihre Garderobe zu holen.

Dann verließen sie das Gebäude und schritten der Promenade zu.

Es war eine wunderschöne Mondnacht.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her.

Dann fragte sie plötzlich:

„Was wollen wir denn nächsten Sonntag anfangen?"

Wir! Ihr war es also schon etwas selbstverständliches, daß er den Sonntag mit ihr zusammen verbringen würde. Nun gut, er hatte nichts vor, ihm war es schließlich recht.

„Wissen Sie, kommen Sie mit nach Meusdorf", fuhr sie fort. „Da ist ein hübscher Park und nachmittags ist Konzert und abends wird getanzt. Tanzen, ach! . . . Tanzen Sie auch so gern?"

Er bejahte.

„Wir gehen Sonntags fast regelmäßig nach Meusdorf, wenn schönes Wetter ist. Meine Eltern und meine Schwester . . ."

„Ah, eine Schwester haben Sie auch noch?" fragte er. „Älter oder jünger?"

„Ein Jahr jünger. Sie ist aber schon verlobt."

„Schon verlobt! Dann ist wohl der Bräutigam auch da?"

„O nein, der ist in Kiel. Aber die hat schon ihren Herrn."

Er sah sie verwundert an.

„Was, der Bräutigam ist in Kiel und sie geht hier mit einem andern Herrn?"

„Nun ja, was ist denn weiter schlimmes dabei?

Er hat ihr ja auch geschrieben, sie soll sich nur ruhig amüsieren."

Bernhard antwortete nicht sogleich. Seine Stimmung war getrübt worden, seine reine, frische Fröhlichkeit für einen Augenblick verschwunden. Da stand er wieder einmal da, der hochmoderne, „furchtbar realistische" Mensch, und seine praktische Lebensauffassung, auf die er sich so viel einbildete, erwies sich als bloße Theorie, als Einbildung. Er glaubte die gesellschaftlichen Kastenbegriffe längst überwunden zu haben und doch konnte er es nicht hindern, daß die Denkungsweise, die für sie und ihre Familie so natürlich war, ihn unangenehm berührte, ihn abstieß.

Dann sagte er:

„Fühlen Sie nicht heraus, daß das eigentlich unrecht ist? Würden Sie zum Beispiel auch mit einem andern gehn, wenn Ihr Verlobter nicht da wäre?"

„Ich . . . hm! . . ." Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann fuhr sie langsam fort: „Ja, wenn ich einen so recht lieb hätte, so recht, recht lieb, wie . . . wie . . . ich weiß selber nicht . . . dann vielleicht nicht. Dann würde ich nur an ihn denken und an so einem Sonntage etwas für ihn arbeiten, eine Zigarrentasche, oder ein Taschentuch aus Zigarren-

bändern — haben Sie schon einmal eins gesehen? das sieht sehr hübsch aus . . . ja, und dann würde ich von gar keinem andern etwas wissen wollen . . . Aber das ist ja alles Unsinn, eine solche Liebe giebt's ja nicht, wenigstens nicht bei unsereinem, bei den Reichen, die nichts zu thun haben, da mag's ja sein, aber bei uns . . . nein, es ist Unsinn, an so etwas zu glauben. . . ."

Bernhard hatte ihren Worten mit Verwunderung und Entzücken zugleich gelauscht. In seinem Herzen gährte es wild auf, ein Taumel berauschenden Glückes kam über ihn und vor seinem Auge nahm das nebelhafte, grauverschwommene Bild, das geheimnisvolle, heißersehnte Etwas bestimmtere Form an, er fühlte jetzt, was ihm gefehlt, wonach er sich in Träumen unbewußt gesehnt hatte — es war das Weib, das Weib! Nicht mehr das Weib, das ideale, unmögliche Weib seiner Jugendträume, aber doch weit entfernt von dem Weibe, um deswillen er das ganze Geschlecht verachten gelernt hatte.

Er fühlte es, es war etwas neugeboren in ihm, er konnte wieder an das Weib glauben!

Und er fand wieder Worte und stürmisch entrang es sich seiner Brust.

„Nein Lene, eine solche Liebe giebt es, ich glaube daran, seit heute, seit dieser Stunde glaube ich es wieder und Du mußt es auch glauben, Du mußt, mußt . . .“

Und er zog sie an sich und überhäufte sie mit glühenden Liebkosungen. Er hätte nicht gedacht, daß er jemals so würde lieben können.

„Lene, liebe, liebe Lene, sag, sprich ein Wort . . .“

Und er fühlte, wie ein Zittern durch den feinen Körper ging, der wie hülflos in seinen Armen lag, bis sie schluchzend ihr Haupt an seiner Brust barg.

Und dann umarmte sie ihn krampfhaft, heiß, glühend, und ihre bebenden Lippen flüsterten: „Ja das ist die Liebe, die Liebe, ich glaube daran . . .“

V.

Acht Tage waren vergangen, seitdem er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Er war in dieser kurzen Zeit ein ganz anderer Mensch geworden. Seine Ruhe und Gleichgültigkeit, seine fast cynische Gelassenheit gegen alles, was ihn umgab, war gewichen, ein Taumel der Aufregung hatte ihn ergriffen, der ihn zu jeder ruhigen und kühleren Überlegung unfähig machte. Alle andern Gedanken wurden zurückgedrängt von dem einen großen Empfinden, daß er vor dem bedeutungsvollsten Schritt seines Lebens stand, daß er im Begriff war, sich an das Weib zu binden, das er als das seine erkannt, gefühlt hatte. Wie hochmütig spöttelnd hatte er noch vor kurzem von der Liebe gedacht, wie geringschätzend die Achseln gezuckt, wenn von ihr die Rede war, wie gefeit glaubte er sich gegen sie — und nun war sie doch über ihn gekommen, die große Leidenschaft, die den Menschen unaufhaltsam mit fort-

reißt, Verstand und Sinne betäubend. Es war, als ob sie sich an ihm rächen wollte, daß er sie jahrelang verachtet und geschmäht hatte, denn sie hatte sich übervoll, übermächtig in sein Herz gegossen, und jetzt konnte er nicht mehr gegen sie aufkommen, er war zum Sklaven seiner Liebe geworden und er gehorchte gern, ach so gern!

Jener Abend nach dem Circus und dann der gestrige Sonntag in Meusdorf waren entscheidend gewesen. Sie hatten sich am Nachmittag getroffen und waren dann den weiten Weg allein gegangen. Und da hatte er sie so recht kennen gelernt. Die Gewißheit, daß sie von ihm geliebt wurde, wirklich treu, aufrichtig, daß sie nicht nur zum Spielball für ein paar müßige Stunden benutzt werden sollte, daß sich wirklich ein Mann, den sie so hoch über sich stehend glaubte, zu ihr herabließ, erfüllte sie mit Stolz, Freude und Dankbarkeit zugleich. Und das Glück, das ihm aus ihren Augen entgegenleuchtete, strömte auch in sein Herz über. Jetzt erschloß sie sich ihm so ganz, so offen, so vertrauensvoll, und es jauchzte in ihm auf, daß er endlich das Weib seiner Träume gefunden hatte.

Das schöne Wetter hatte viele Menschen nach dem Orte gelockt. Als sie den großen Garten des Gast-

hauses betraten, kam ihnen ein Mädchen entgegen, das ihm Lene als ihre Schwester Marie vorstellte.

Bernhard zog seinen Hut, während ihn die Schwester mit einem vertraulichen, vielsagenden Lächeln begrüßte, das ihn unangenehm berührte. Sie war fast einen Kopf kleiner als Lene, bei weitem nicht so hübsch und in ihrem Gesicht vermochte Bernhard nicht die leiseste Ähnlichkeit mit ihrer Schwester zu finden. Sie war der richtige Konfektionenösentypus, den er so haßte.

Dann fragte Lene, ob es ihm recht wäre, wenn sie die Eltern begrüßten, die bereits vor ihnen angekommen waren.

Er nickte.

Er war begierig, nach der Bekanntschaft mit der Schwester, auch den Vater und die Mutter kennen zu lernen.

Sie folgten Marie durch die Menschenmenge, die den Garten dicht füllte, und gingen auf einen Tisch zu, an dem noch mehrere Stühle frei waren und an dem zwei Personen Platz genommen hatten, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, mittelgroß, breitschulterig, mit einem fetten, runden Gesicht und einem rotblonden Knebelbart, und eine Frau, deren Alter sich nicht gut bestimmen ließ, mit einem spitzen, mageren

Gesicht, das ziemliche Ähnlichkeit mit dem Maries besaß, aber dennoch erkennen ließ, daß es einstmals schöner gewesen sein mußte, als das der Tochter war. An Lene erinnerten die braunen Augen, sonst bestand zwischen dieser und der Mutter keine Ähnlichkeit.

Die Frau erhob sich bei ihrem Näherkommen, nachdem sie vorher noch ihrem Mann einen bedeutsamen Stoß in die Seite gegeben hatte, was diesen veranlaßte, sich gleichfalls zu erheben.

Lene stellte vor.

Der Vater murmelte etwas unverständliches in den Bart, während die Mutter eine tiefe Verbeugung machte und Bernhard mit wohlwollendem Lächeln die Hand reichte.

Dann lud sie zum Sitzen ein.

„Ja, setzen Sie sich man, Platz ist ja noch die Masse da,“ ließ sich hier auch die Stimme des Vaters vernehmen, dem man trotz seines langen Aufenthaltes in Leipzig immer noch den geborenen Berliner anhörte.

Bernhard setzte sich an Lenes Seite. Neben dieser saß Marie. Vater und Mutter saßen ihnen gegenüber.

Er blickte Höllnau an. Dieser that den Mund

auf, als ob er etwas sagen wollte. Er wußte aber offenbar nicht was, und so begnügte er sich denn damit, aus dem vor ihm stehenden Glase einen tüchtigen Schluck zu thun.

Dann strich er sich wohlgefällig mit der flachen Hand über den Bart und meinte:

„So'n Schluck Bier ist doch was großartiges."

Da der Kellner soeben mit Bier ankam, fuhr er fort:

„Na, prost Blume" und die Gläser klangen aneinander.

Bernhard versuchte ein möglichst freundliches Gesicht zu machen und gab sich alle Mühe, die Unterhaltung in Fluß zu bringen, was ihm aber nur schwer gelingen wollte. Er merkte, daß seine Gegenwart der Unterhaltung einen fremden gezwungenen Ton verlieh, man genierte sich, sich so zu geben, wie man gewöhnt war und auch er selber fand nicht den richtigen Ausdruck. Und er fühlte, daß noch viel Zeit vergehen würde, bis sie sich so recht aneinander gewöhnt hätten.

Mitunter kam auch ein leiser Zweifel in ihm auf, ob er sich überhaupt jemals in diesem Kreise würde heimisch fühlen können. Er hatte sich die Eltern Lenes

doch etwas anders vorgestellt. Schlicht, einfach, aber voll Herzlichkeit. Und diese vermißte er ganz. Die Freundlichkeit der Mutter berührte ihn unangenehm, und in dem Wesen und Gesichtsausdruck des Vaters lag ein so offener Zug niedriger Gesinnung und brutaler Denkungsart, daß man sich zu ihm unmöglich hingezogen fühlen konnte. Bernhard mußte immer wieder in seine plumpen, derben Züge schauen, sich fragend, woher nur Lene den feinen, aristokratischen Schnitt ihres Gesichts habe?

Zudem bemerkte er, wie er ihn und Lene mit mißtrauischen Blicken betrachtete. Er wußte zwar von Lene, daß der Vater durchaus nicht an seine ernsten Absichten habe glauben wollen, als sie zu Hause von ihm erzählte, er fand es auch ganz natürlich und entschuldbar, aber das Mißtrauen ärgerte ihn doch.

Er fragte deshalb, ob er an einem der nächsten Tage zu ihm kommen könnte, Lenes wegen?

Höllnau wurde nach dieser Frage schon etwas freundlicher.

„Wenn Sie wollen," sagte er, „gut. Meine Sprechstunden sind natürlich nur des Abends von halb neun an. Und auf einen Empfangssalon brauchen Sie sich auch nicht gefaßt zu machen. Wenn Sie sich also in

meinen vier simplen Wänden nicht genieren, immer zu."

„Vielleicht können wir gleich den Tag festsetzen," sagte Bernhard.

„Jut, warten Se mal," er verfiel wieder in seinen Dialekt, was immer ein Zeichen war, daß sich die gute Laune bei ihm einstellte, morgen ... nee ... Dienstag ... Mittwoch . . . na ja, setzen wir Mittwoch fest. Einverstanden?"

„Ja."

„Jut, na, denn stoßen Se mal wieder mit mir an. Prost. Na Lene, wie ist es denn!" und Lene mußte ihr Glas erheben und ebenfalls mit Bernhard anstoßen.

VI.

Es war Bernhard doch etwas eigentümlich zu Mute und sein Herz klopfte hörbar, als er am Mittwoch Abend den langen Durchgang des Hauses Nummer 18 der Salomonstraße durchschritt und das dunkle Hinterhaus betrat, wo die Höllnaus im Parterre eine kleine Wohnung inne hatten. Noch bevor er die Klingel zog, öffnete ihm Lene die Thür. Sie drückte ihm krampfhaft die Hand; die ihrige war heiß und in dem Schimmer der kleinen Petroleumlampe, welche den Korridor erhellte, konnte er sehen, wie sie über und über glühte.

Sie war noch viel aufgeregter, als er selber und er strich ihr sanft und beruhigend über das weiche, braune Haar. In demselben Augenblick öffnete auch schon die Mutter die Thür zur Wohnstube und nötigte den „Herrn Doktor" mit vielen Komplimenten einzutreten.

Das Zimmer, welches er jetzt betrat, war geräumig genug und machte einen ganz netten Eindruck. Man hatte offenbar auf seinen Besuch Rücksicht genommen, die Decken auf Tisch und Kommode waren frisch gewaschen, auf der letzteren befand sich ein großer Blumenstrauß, und die Ordnung, die sonst in dem Zimmer herrschte, war ein Zeichen, daß man vorher sorgfältig aufgeräumt hatte.

An dem an der einen Längsseite stehenden großen viereckigen Tisch saß auf einem Sopha Herr Höllnau, gerade damit beschäftigt, die letzten Reste Kartoffelsalat aus einer großen Schüssel zusammenzukratzen. Neben ihm saß ein junger Mensch im Anfang der Zwanziger, der eifrig im „Wähler“ las, einem sozialistischen Lokalblatte. Er wurde Bernhard als ein „Herr Lehnert“ vorgestellt, „unser Garçon“, wie Herr Höllnau erläuternd hinzufügte, welcher sich bei Bernhards Eintritt erhob und ihm derb die Hand schüttelte.

„Schön gut'n Abend, Herr Doktor“, sagte er, „das ist hübsch, daß Sie Wort halten, ich hatte noch bis vor einer Minute wirklich nicht gedacht, daß ich Sie heute Abend bei uns sehen würde.“

„Aber warum denn nicht, ich hatte es ja doch versprochen —“ meinte Bernhard.

„Versprochen ja", fiel ihm Höllnau in die Rede, „aber das war vor drei Tagen und in der Zeit hatten Sie ja genug Gelegenheit, um sich die Geschichte noch einmal in Ruhe und Nüchternheit zu überlegen, und da glaubte ich . . .

„Aber Fritz", unterbrach Frau Höllnau ihren Mann, „Du hältst da große Reden und vergißt dabei ganz, dem Herrn Doktor einen Stuhl anzubieten. Bitte schön, Herr Doktor!" und sie schob Bernhard mit großem Diensteifer einen Stuhl zu.

„Jemine, mach doch nicht so'n großes Geschrei, Alte", entgegnete Höllnau, und zu Bernhard gewendet fuhr er fort: „Was die Weiber sich immer gleich gefährlich haben, das ist schrecklich! Nimm lieber die Bescherung hier fort, ich bin mit Essen fertig."

Bernhard warf einen fragenden Blick auf den „Garçon". Höllnau verstand ihn und meinte zu dem Lesenden:

„Ach Herr Lehnert, Sie nehmen es wohl nicht übel, aber wir haben mit einander ein paar Männertöne allein zu reden und da —"

„Mit dem größten Vergnügen, Herr Höllnau, warum denn nicht? Mit dem Wähler bin ich so wie so zu Ende. n' Abend."

Und langsamen Schrittes verließ der Garçon das Zimmer.

„Ist denn die Marie noch nicht da?“ fragte Höllnau dann. „Das Geschäft ist doch schon lange aus.“

„Ja, ich weiß auch nicht, wo die seit einiger Zeit wieder steckt,“ erwiderte die Frau, „so geht es nun schon mehrere Abende.“

„Na, der werde ich nächstens mal die Flötentöne gehörig beibringen und zeigen, welches der kürzeste Weg nach der Salomonstraße ist. Warte man!“ Und in gerechter väterlicher Entrüstung ob des gottlosen Wandels seiner Tochter hob Höllnau drohend die Hand empor.

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein. Bernhard wußte auch nicht so recht, was er sagen sollte und er begnügte sich damit, Lene zuzunicken, die sich still in eine Ecke gesetzt hatte, aber so, daß sie ihn immer ansehen konnte.

Dann meinte Höllnau:

„Nun, Herr Doktor, wie wär's denn mit 'n Gläschen Bier? Nee nee, nur keine Einwände, so trocken dasitzen, das ist nichts für mich, na und Sie werden doch wohl auch wissen, was 'ne Harke ist.“

„Bruno!" rief er dann laut, worauf im Nebenzimmer jemand antwortete. Gleich darauf erschien ein Junge von ungefähr vierzehn Jahren, den Bernhard bisher noch nicht gesehen hatte.

„Unser Jüngster", erklärte Frau Höllnau.

„Hier sind drei Groschen", sagte der Vater zu dem Jungen, der den fremden Besuch dummdreist anglotzte, „und hole mal von Senff zwei Glas Bier, aber ein bischen dali — und laß gut spitzen", rief er ihm nach.

„So und nun wollen wir mal mit einander reden, Herr Doktor. Lene, Du kannst rausgehen und Du Mutter, leistest ihr wohl Gesellschaft."

„Ich?" entgegnete Frau Höllnau erstaunt. „Ich werde doch wohl dabei sein können, wenn —"

Aber Höllnau duldete keinen Widerspruch.

Er wies energisch mit der Hand nach der Thür und sagte weiter nichts, als „Na?"

Sie gehorchte, wenn auch unwillig, und mit sichtbar gekränkter Miene folgte sie Lene, die das Zimmer bereits verlassen hatte.

„Na, da wären wir ja glücklich allein," sagte Höllnau vertraulich zu Bernhard, „und nun können Sie Ihr Herz ausschütten."

Aber noch ehe dieser zu antworten vermochte, fuhr Höllnau auch schon wieder fort.

„Sehen Sie, das ist nun so'ne Geschichte mit Ihnen und der Lene. Wenn Sie ein Kommis wären, oder ein Maurer, oder ein Schlossergeselle meinetwegen oder sonst irgend ein rechtschaffener braver Kerl —"

„Aber Herr Höllnau —"

„Na, nichts für ungut, ich bin's eben nicht gewohnt, alles in feine Worte zu kleiden, Sie werden schon wissen, wie ich es meine . . . sehn Sie, dann ständen Sie doch mit unsereinem so auf gleicher Stufe und die Geschichte hätte sich gemacht, ich würde Ihnen mit Freuden die Lene gegeben haben, denn offen gestanden, Sie gefallen mir. Aber nun, wo Sie Doktor sind, das ändert die ganze Sache. Die Weiber natürlich sehn alles rosig an und denken immer das beste, meine Alte ist auch noch so verrückt, trotzdem sie doch aus ihren jungen Jahren wissen müßte — na, das gehört ja nicht hierher . . . Aber sehn Sie, ich kenne die Welt, mir kann keiner ein X für ein U machen und ich traue nun einmal dem Frieden nicht recht. Es thut mir leid um das Mädel, die Lene, sie ist, seit sie mit Ihnen geht, wie umgewandelt, aber sagen Sie mal selber, wie Sie sich eigentlich die ganze Sache denken?"

„Aber bester Herr Höllnau," versetzte Bernhard, „ich bedauere, daß Sie mir mit einem derartigen Mißtrauen entgegenkommen. Wenn ich sage, daß ich die Lene heiraten will —"

„Na, warten Sie mal", unterbrach ihn Höllnau. „Nur immer hübsch gemütlich. Heiraten . . . hm! Wie meinen Sie denn das eigentlich?"

Er blickte Bernhard bei diesen Worten so gemein lächelnd mit seinen kleinen Fettaugen an, daß dieser vor Unwillen errötete.

„Wissen Sie, Herr Höllnau", sagte er dann kurz, „daß Ihre Frage einfach beleidigend ist, beleidigend für mich und auch für Ihre Tochter!"

„Ach was, beleidigend hin, beleidigend her, hier bei uns wird nicht jedes Wort auf die Goldwage gelegt, es ist nun einmal eine verflixte Geschichte und mit schönen Redensarten allein ist da nichts gemacht. . . . Sapristi, wo nur der Junge mit dem Bier bleibt?" unterbrach er sich, „man kriegt einen höllischen Durst bei der vielen Rederei. Na, da woll'n wir mal inzwischen so einen genehmigen" und er stellte eine dickbauchige Flasche, die er oben vom Kleiderschrank herunterholte, mitten auf den Tisch. „Gilka, echter Berliner," fügte er erklärend hinzu. Dann holte er

aus dem Vertikow, dessen oberstes Fach mit allerhand Gläsern, Tassen, ein paar Porzellanfiguren und kleinen Schachteln angefüllt war, zwei Schnapsgläser, pustete hinein, als ob er den Staub hinwegblasen wollte, und füllte sie. Darauf schob er das eine Glas Bernhard hin. „Da . . . Gott thun Sie doch man nicht so, als ob Sie keinen Gilka trinken könnten . . . Prost! Aber der ist gar nicht bis in den Magen hinuntergekommen, da müssen wir schnell noch einen draufsetzen. Sie nicht? Na, dann nicht! — Ah!“ Er goß das Glas hinunter und fuhr sich dann wohlgefällig über Mund und Bart. „So'n Gilka ist doch was großartiges, nicht?“

„Was ich also sagen wollte,“ fuhr er dann fort, indem er sich mit der Zunge die Lippen leckte, „die Lene ist ein Mädel, das sich gewaschen hat, und man ist doch noch so weit Vater, daß man wünscht, seine Kinder sollen es mal gut haben. Nun ist das aber hier, wie gesagt, so'ne verflixte Geschichte. Sie wissen, wir sind keine Kommerzienräte und können uns nicht den ganzen Tag auf Gummirädern rumsühlen und uns den Leib voll Austern und Champagner schlagen, und wir können unsre Mädels auch nicht auf den Präsentierteller setzen und eine Glasglocke drüber stülpen, damit ihnen

man gar nichts passiert. Bei uns müssen die Mädels eben mit ran an die Arbeit und da kriegt so'n Mädel natürlich schon frühzeitig so'n ziemlichen Begriff vom Leben und die Pussiererei mit den Herren geht auch bald los, das ist nun einmal nicht anders. Unsereiner kann natürlich nicht immer dabei sein, wir können die Mädels blos warnen und ermahnen, na, und wenn sie nicht hören und doch irgendwo mal anfliegen — hier goß er sich den dritten Gilka ein — dann können wir's auch nicht ändern . . . Wie gesagt, die Kommerzienräte, die sich auf Gummirädern rumsühlen und sich den Leib voll Champagner und Austern schlagen —"

Er war glücklich wieder bei seinem Lieblingsthema angelangt und Bernhard, den die breite, ziellose Geschwätzigkeit Höllnaus anwiderte, war gerade im Begriff, ihn zu unterbrechen, als er dieser Mühe durch den Eintritt des Jungen überhoben wurde, der mit dem Bier ankam, was Höllnaus Gedankengang sofort eine andere Richtung gab.

„Na wo bleibst Du denn?" fuhr er den Jungen an, „wart', ich will Dir Beine machen."

„Es wurde frisch angesteckt, ich habe warten müssen," entschuldigte sich dieser.

Das beruhigte Höllnau schnell.

„So. Na da wird's ja um so besser sein. Prost, Herr Doktor.“

Bernhard trank sein Glas mit einem Zuge halb leer. Die drückende schwüle Luft, die in dem Zimmer herrschte, hatte ihn durstig gemacht.

Und Höllnau sagte vertraulich:

„Sehn Sie, das war doch wenigstens 'n Schluck. Passen Sie mal auf, nun werden wir auch bald gute Freunde.“

„Die Lene, sehn Sie“, fuhr er dann fort, „ist so ganz anders, wie die anderen Mädels; die Marie, die ist doch schon mit Hinz und Kunz rumgelaufen, aber die Lene, die hat so was apartes an sich, so was stolzes, und was man so'n kleines Verhältnis nennt, das hat sie eigentlich noch gar nicht gehabt. Nun kommen Sie und nun ist das Mädel mit einem Male ganz verrückt geworden. Sehn Sie, ich glaube ja, daß es Ihnen jetzt Ernst ist, aber die Lene ist doch nur ein einfaches Mädchen und Sie haben da vielleicht allerhand Rücksichten zu nehmen und über drei Wochen kommen Sie zu dem Resultat, daß es nicht geht ...“

„Durchaus nicht, ich habe mir alles vorher reiflich überlegt. Irgendwelche verwandtschaftlichen Rücksichten existieren für mich nicht, ich stehe so ziemlich allein

da, auch würde ich mich in keiner Weise durch solche Rücksichten beeinflussen lassen. Ich wüßte also nicht, was Sie sonst noch für Bedenken haben sollten."

„Na, wenn Sie durchaus wollen, mir soll's schließlich recht sein. Selbst wenn ich nicht wollte, die Lene ist ja nun doch einmal so wild auf Sie, daß sie lieber auf und davon ginge. Also meinetwegen. Da können wir ja in den nächsten Tagen 'ne Verlobungsanzeige ins Tageblatt setzen lassen und in 'n Generalanzeiger auch . . ."

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Bernhard, „so schnell kann es natürlich nicht mit der Verlobung gehen —"

„Nicht? Na ja, da haben wir's!" versetzte Höllnau, sofort mißtrauisch. „Warum denn nicht?"

„Nun, Sie werden wohl selber einsehen, daß ich Lene nicht so vom Fleck weg heiraten kann. Sie wird als meine Frau doch einmal einem Kreise angehören, in dem ein wesentlich anderer Ton herrscht, als wie sie ihn bis jetzt gewohnt ist. Es geht ihr doch noch so manches ab und deshalb wünsche ich, daß sie erst noch ein halbes Jahr in eine Pension käme, wo sie das Fehlende lernen könnte."

Höllnau blickte den Sprecher mit maßlosem Erstaunen an.

„Was!“ sagte er dann endlich, „die Lene soll erst noch in 'ne Pension? So'n großes und strammes Mädel, die schon Mutter sein könnte? Nein, hören Sie, was denken Sie sich denn! Die Lene ist gar nicht so dumm. Sie ist in die erste Bürgerschule gegangen und nachher soll sie Ihnen mal ihre Zensuren zeigen, ich sage Ihnen, da können Sie was sehen!“

„Das glaube ich schon, aber Sie verstehen mich auch ganz falsch. Ich möchte, daß Lene in eine feine Familie käme, wo sie die gesellschaftlichen Umgangsformen lernte und das wirtschaftliche —“

„Ach so, Sie meinen als Stütze der Hausfrau?“ unterbrach ihn Höllnau, „das Vergnügen können Sie haben. Das können wir ja noch gemütlich zusammen besprechen, die Weiber werden schon hübsch warten.“

Er öffnete die Thür ein wenig und rief hinaus: „Frau! Lene! Reinkommen!“

Die Gerufenen kamen auch sofort herbei.

Schon aus der Stimme des Vaters hatte Lene erkannt, daß alles gut stand und als sie jetzt fragend auf Bernhard blickte, der ihr leise zunickte, strahlten ihre Augen und jauchzend flog sie in seine Arme.

Und Bernhard zog sie fest an sich und küßte sie, aber Kuß und Umarmung gewährten ihm diesmal nicht das reine Glück wie sonst. Das Gefühl des Unbehagens, das von Anfang an in ihm gewesen war, wich nicht von ihm, bei der Unterredung mit Höllnau war es ihm gewesen, als ob er in einem Morast herumwate, und in seinem Munde kam ein widerlicher Geschmack auf, wie von Schlamm und Moder. Und er fühlte den schlammigen Geschmack immer noch auf der Zunge und konnte ihn nicht los werden, auch bei ihrem Kusse nicht.

„Nein, so'n Racker," ließ sich hier die Stimme des Vaters vernehmen, „frägt gar nicht erst um Erlaubnis, als ob wir gar nicht da wären. Na, Alte, da woll'n wir uns auch mal 'n Schmatz geben, ist schon verflucht lange her, daß es nicht mehr geschehen ist."

Täppisch wie ein Bär umarmte er seine Frau und küßte sie geräuschvoll.

Diese aber machte sich schnell aus der Umarmung frei.

„Pfui Teufel!" sagte sie, „du stinkst ja wieder nach Schnaps! Ach so, die Gilkapulle — und halb

leer! So'n alter Saufsack! Na, kosten muß ich doch auch mal."

Sie nahm die Flasche und goß das Glas ganz voll. Dann trank sie es auf einen Zug leer.

Bernhard sah und hörte alles. Das Gefühl des Ekels und Unbehagens wurde immer größer in ihm. Die heiße, stickige Luft fiel schwer auf seine Brust, er zog Lene nach dem Fenster und öffnete dasselbe. Aber draußen regnete es und der Wind pfiff und heulte und trieb den Regen in das Zimmer hinein, sodaß Bernhard das Fenster wieder schloß.

Und der schlammige Geschmack in seinem Munde wurde immer ärger, immer unerträglicher.

Er hätte am liebsten Lene bei der Hand genommen und wäre mit ihr hinausgeeilt, hinaus in Regen und Wind, aber hinaus, hinaus! . . .

„Bruno!" rief Höllnau jetzt wieder, worauf der Gerufene auch sofort herbei gesprungen kam. „Hole mal noch 'n paar Glas Bier, für Lene und Muttern auch eins — trinken Sie aus Herr Doktor — wir müssen doch wenigstens mal anstoßen auf die Verlobung."

„Verlobung? Was denn für 'ne Verlobung?" fragte der Junge erstaunt.

„Ja, der macht Augen," sagte Frau Hellnau, „Lenes Verlobung — da, Dein Schwager, gieb ihm mal die Hand."

Der Junge rührte sich nicht und blickte ungläubig zu Bernhard auf.

„Na, steh nicht so dumm da!" fuhr ihn der Vater an. „Bierholen, marsch!"

„Also es ist alles im klaren," meinte Frau Höllnau und schlug die Hände zusammen. „Nein, wie mich das freut. Ich hätte es kaum geglaubt, daß ich noch einen Doktor zum Schwiegersohn bekommen würde. Nein, so was!"

Und dann fuhr sie mit möglichster Rührung fort: „Komm her, Lene, gieb mir einen Kuß, mein Kind."

Bernhard kam die Rührung etwas gemacht vor.

„Denke Dir mal blos Alte," warf Höllnau dazwischen, „Lene soll in 'ne Pension kommen."

„In eine Pension? Was Du sagst! Wirklich, Herr Doktor?"

Bernhard nickte.

„Und wohin denn?" fragte Frau Höllnau weiter.

„Ich denke nach Berlin. Ich gehe selber dorthin und da ich die Lene natürlich am liebsten in der Nähe habe, wird's wohl das beste sein."

„Ach ja, Berlin!“ sagte Lene freudig, „ich habe schon immer einmal Berlin sehen wollen.“

„Das paßt ja großartig,“ meinte Frau Höllnau, „wir haben in Berlin Verwandte, eine Schwester von mir ist dort an einen Tischler verheiratet —“

„Mir wäre es natürlich angenehm,“ unterbrach sie Bernhard, „wenn Lene so wenig wie möglich mit Verwandten zusammenkäme. Mir ist gerade daran gelegen, daß sie sich einmal eine Zeit lang in ganz andern Verhältnissen bewegt.“

„Selbstverständlich, ganz wie Sie wollen,“ versetzte Frau Höllnau, „besonders da wir uns gar nicht mal gut stehen. Aber Sie könnten ja so gelegentlich mit der Lene doch mal rangehn zu ihr, die ärgerte sich die Augen aus, wenn sie Sie mit der Lene sieht. Ihre Älteste, Emilie, ist mit 'nem simplen Maschinenarbeiter verlobt und ich glaube, er nimmt sie noch gar nicht mal. Zwei Jahre sind's nun bald her.“

Mittlerweile kam der Junge mit dem Bier.

Höllnau, der während der letzten Zeit still in seiner Sophaecke gesessen hat, wurde nun wieder lebendig.

„Na Kinder,“ sagte er, „nun wollen wir mal anstoßen. Seid glücklich und . . . und vertragt euch gut

und ... und ... na und so weiter ... ihr wißt ja, was ich meine. Prost!“

Die vier Gläser klangen an einander.

Die Worte kamen etwas schwerfällig aus Höllnaus Mund. Bernhard warf einen Blick auf die Gilkaflasche — sie war fast leer.

Er stürzte das Bier hinunter, aber der widerwärtige Geschmack auf seiner Zunge blieb.

Fort, fort ... weit fort! ...

Er beschäftigte sich fast nur noch mit Lene. Er gab der Mutter, die ihn mit allerlei neugierigen Fragen bestürmte, kurze Antworten und hörte nach den unzusammenhängenden Reden Höllnaus, der ihn seit einiger Zeit nur noch Schwiegersohn nannte und duzte, gar nicht mehr hin.

Es war mittlerweile elf Uhr geworden.

Bernhard erhob sich.

„Willst ... willst Du ... schon gehen?“ brachte Höllnau mühsam hervor und machte einen schwachen Versuch aufzustehn. Als ihm das nicht gelang, legte er sich ruhig auf die Seite und fing an zu schnarchen.

„Sehn Sie, so ist er nun,“ meinte Frau Höllnau gleichsam entschuldigend, indem sie ihm ein Kissen unter den Kopf schob.

Bernhard sagte nichts.

Lene nahm die Lampe und begleitete ihn hinaus. Die Mutter blieb in der Stube zurück.

„Na, ich will mich nur gleich hier verabschieden," sagte sie, „Sie wollen doch gewiß noch einen Augenblick allein sein. Gott, ich kenne das ja, ich bin ja auch mal jung gewesen. Und nun gute Nacht, kommen Sie gut nach Hause."

Draußen stellte Lene die Lampe hin und flog Bernhard an den Hals.

„Ach, Fritz," flüsterte sie, „ich bin ja so glücklich. Aber Du, Du siehst gar nicht so aus ... Nicht wahr, mein Vater ...? Du nimmst es ihm doch nicht übel? ..."

„Ich habe Dich, mein Kind, und alles andre ist mir gleich," versetzte er, indem er sie fest an sich zog. „Aber Du mußt fort von hier, so bald wie möglich fort, wenn wir erst beide allein sind, ganz für uns, dann wird alles gut ... Sage mal, liebst Du Deine Eltern sehr?"

Sie sah ihn erstaunt an. Und als er ihr fest und tief in die Augen blickte, wurde sie über und über rot und wendete den Kopf verlegen zur Seite.

Er begriff nicht warum.

„Aber Mädchen, was hast Du nur?“ fragte er.

Sie antwortete nicht. Aber sie preßte sich an ihn und schlang ihre Arme wie zwei Klammern um seinen Nacken, als ob sie ihn für immer festhalten wollte.

Er machte sich sanft los . . .

Und dann trat er hinaus in die dunkle Nacht.

Der Regen hatte aufgehört.

Desto heftiger stürmte und heulte der Wind.

Bernhard fühlte sich wohl bei diesem Wetter.

Nur jetzt keine linde Mondnacht!

Sein Kopf brannte. Er nahm den Hut ab und ließ sich den kalten Wind um die heiße Stirn pfeifen.

Das that ihm wohl.

Und während er so dahinschritt, dachte er an das soeben Erlebte zurück.

Und unwillkürlich kamen ihm die Vorstellungen in den Sinn, die er sich einstmals in jungen Jahren von seinem Verlobungstag gemacht hatte . . . Wie hatte er sich im stillen nach diesem Tage gesehnt, wie hatte er sich alles bis ins kleinste so schön ausgemalt . . .

Und nun?

Er lachte laut auf.

Sein Lachen klang hart, schreiend, wie wahnsinnig.

Aber in seinem Ohre klang es nicht häßlich, er fand Gefallen an seinem eignen Lachen.

Und er lachte wieder.

Ein Schutzmann wurde auf ihn aufmerksam und folgte ihm in einiger Entfernung.

Bernhard bemerkte es. Es belustigte ihn ungemein. Wirklich, der Schutzmann . . . nein, es war zu spaßig . . .

„Hahaha! . . .“

„Sein Verlobungstag!!“

VII.

Als Werner an einem der nächsten Nachmittage in Bernhards Zimmer trat, fand er diesen in einem Sessel liegen, tief in Gedanken versunken.

„Nun, was für Ideen gehn Dir denn wieder im Hirn herum?"

Bernhard war in den letzten Tagen wenig mit Werner zusammengekommen. Es war eigentlich kein richtiges Freundschaftsbündnis, das ihn an Werner fesselte, aber er unterhielt sich sehr gern mit ihm, und da er sonst mit niemand verkehrte, hatte sich in der letzten Zeit ein ziemlich vertrautes Verhältnis zwischen ihnen gebildet.

Er empfand das Bedürfnis, sich mit jemand über das, was ihn augenblicklich bewegte, auszusprechen, und er sagte deshalb:

„Ja, mir passiert das in letzter Zeit öfter, in meinem Kopfe gehen so viel Dinge herum, daß man

von all dem Denken und Überlegen graue Haare kriegen könnte, wenn man nicht den Trost dabei hätte, daß es sich um das höchste Glück handelt, das errungen werden soll."

Werner sah seinen Freund verwundert an.

„Jemine," sagte er dann, „Du sprichst mit einem feierlichen Tonfall, den ich von Dir gar nicht gewohnt bin. Du erlaubst doch, daß ich es mir bequem mache und in Andacht meine Beine falte."

Er rückte sich einen Sessel näher und ließ sich mit übereinandergespreizten Beinen hineinfallen.

„Du erinnerst Dich wohl noch jenes Abends," fuhr Bernhard fort, „an dem wir auf der Promenade zwei Mädchen ansprachen, die wir nachher mit ins Café Hartmann nahmen. Es sind zirka vierzehn Tage her. Die Deine hieß Wally und die andere —"

„Lene, richtig, ich erinnere mich noch ganz genau an das kleine Mädel mit den famosen Blitzaugen und dem pikanten Exterieur. Ich habe Dich schon längst mal nach ihr fragen wollen. Was macht denn der kleine Racker?"

„Der kleine Racker wird Frau Dr. Bernhard. Seit Mittwoch abend bin ich mit ihr verlobt."

Werner staunte sprachlos.

„Du bist wohl verr — pardon! aber Du sagst das mit einer so heillosen Ruhe und mit einem solchen Ernst, daß ich selber einen Augenblick Deinen Worten glaubte. Laß doch solche Witze —“

„Es ist mein vollständiger Ernst,“ erwiderte Bernhard eben so ruhig wie vorher.

„Dein Ehrenwort?“

„Ehrenwort!“

Werner erhob sich und betrachtete Bernhard aufmerksam.

Er wußte nicht, was er von ihm denken sollte.

Bernhard lächelte.

„Ich bin vollständig intakt, mein Junge,“ sagte er dann, „ich bin mir niemals klarer über meinen Gedankengang gewesen, als in diesem Augenblicke. Setz Dich nun ruhig wieder hin und höre weiter. Du machst ja ein solch maßlos erstauntes Gesicht, als ob ich Dir die größte Ungeheuerlichkeit gesagt hätte. Die Mitteilung von meiner Verlobung kam Dir vielleicht überraschend, doch ich begreife durchaus nicht —“

„Aber ich bitte Dich, rufe Dir doch nur einmal diesen ersten Abend ins Gedächtnis zurück. Wir sehen die beiden Mädchen zum ersten Mal, sprechen sie an, sie sträuben sich durchaus nicht, wir gehn mit ihnen

in ein Café, ein richtiges Pussiercafé . . . und nun vergegenwärtige Dir einmal die Unterhaltung, die wir dort führten — ein bischen gepfeffert, das wirst Du doch zugeben. Die Lene ist nun allerdings ein ganz außerordentlich hübsches Mädel, ihr Äußeres hat sogar etwas aristokratisches an sich, das gebe ich ja gern zu, aber das allein thut's doch nicht. Und wenn man nach jenem ersten Abend auf den moralischen Wert schließen wollte —" Er vollendete den Satz nicht, sondern stieß durch die Zähne einen langgezogenen Pfiff aus. „Enfin, Du wirst doch zugeben, daß mein Erstaunen gerechtfertigt war, als ich hörte, daß Du das Mädel heiraten willst."

Bernhard mußte unwillkürlich lächeln, als Werner so sehr das Moralische betonte.

Werner als Sittenrichter!

Und ruhig erwiderte er:

„Mein Lieber, ich begreife durchaus nicht, wie Du mit einem Male in moralischem Eifer aufflammen kannst. Doch das nebenbei. Ich habe Dir schon früher einmal meine Ansichten über die sogenannte Moralität der Weiber entwickelt. Den Gedanken meiner Jugendträume, eine Gretchenunschuld heimzuführen, habe ich längst aufgegeben. Er ist zerronnen, wie all

die unhaltbaren Jugendideale beim Reiferwerden verschwinden. An Unschuld kann nur glauben, wer selber noch unschuldig ist. Du weißt, ich bin ziemlich viel herumgekommen und habe genug in den Kreisen heiratsspekulierender Mütter und männersüchtiger Töchter verkehrt. Was habe ich da gefunden? Heuchelei, Prüderie, Verbildung, ungesunde Anschauungen, Unnatur durch und durch. Sie halten zwar viel auf gute Sitte, sie lassen sich gewöhnlich nicht vom ersten, besten Herrn auf der Straße ansprechen, sie scheuen die Öffentlichkeit, sie empfinden, daß so etwas den Anschauungen des Kreises, in dem sie aufgewachsen sind, widerspricht, aber es wäre Thorheit, sie deswegen um einen Deut moralischer zu halten, als diejenigen, die gesellschaftlich eine Stufe tiefer stehen und deren Begriff von Sitte es nicht widerspricht, eine Straßenbekanntschaft anzuknüpfen, die vielleicht wissen, daß sich ihre Eltern ebenfalls auf der Straße kennen gelernt haben. Die klavierklimpernden Höherentöchterschuldrehpuppen finden es zwar höchst shocking, sich so frei zu benehmen, wie eine Konfektionnöse, im geheimen beneiden sie die Ladenmädchen doch wegen ihres freien Verkehrs. Ich habe in diesen Kreisen bis jetzt vergebens ein Mädchen gesucht, das mir so gefallen hätte,

wie die Lene. Bei ihr ist nichts gemachtes, sie giebt sich, wie sie ist, ist ganz Natur, gesund an Körper und Geist, und steht trotz aller scheinbaren Pikanterie und Ungebundenheit in meinen Augen moralisch höher, als so manche Damen der guten Gesellschaft, die in sittlicher Entrüstung den ersten Stein auf sie werfen würden. Auch die Mädchen vom Genre der Lene haben ihren Sittenkodex und blicken mit derselben Verachtung auf die Straßendirnen, wie die Damen der beau monde. Kurz, bei der Lene finde ich Natürlichkeit im Denken und Empfinden, und das suche ich in erster Linie bei dem Weibe, mit dem ich den Bund zu schließen gedenke, dessen Weg uns die Natur selber vorgezeichnet hat."

Bernhard hatte sich allmählich in Feuer geredet und trommelte nun in nervöser Erregung mit seinen Fingern auf der Lehne seines Sessels herum.

Werner hatte ihm aufmerksam zugehört. Er war aufgestanden und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab.

Dann blieb er vor ihm stehen und sagte:

„Was Du da ausführst, hört sich ja alles ganz schön und gut an, ich mag Dir auch durchaus nicht widersprechen. Aber Du mußt doch noch so manches

andere bedenken. Wenn Du auch keine Rücksichten auf Deine Familie und Deine Verwandten nimmst, Dir selber bist Du doch in erster Linie Rücksichten schuldig. Dein Bildungskreis ist ein ganz andrer, wie der Lenes —"

„Ich verlange keinen Blaustrumpf", warf Bernhard kurz dazwischen.

„Die Gesellschaftsklasse, der Du angehörst", fuhr Werner unbeirrt fort, „ist eine ganz andre, Lene ist in Anschauungen aufgewachsen, die den unsern widersprechen. Das gesellschaftliche Taktgefühl —"

„Ist etwas angelerntes, nicht angebornes", unterbrach ihn Bernhard wieder. „Dafür giebt es Pensionen. Lene kommt natürlich so bald wie möglich fort von hier. Wenn sie erst einmal aus der Gemeinheit ihrer täglichen Umgebung heraus ist und in andre Verhältnisse kommt, wird sich auch ihr Anschauungskreis ändern. Sie wird ihr natürliches Empfindungsvermögen behalten, aber das mancherlei Gute, das unsre Klasse vor der ihrigen voraus hat, nicht verkennen, und so allmählich zu dem Weibe heranreifen, wie ich es mir wünsche. Und Du weißt ja, wie bildungsfähig das Weib gerade in gesellschaftlicher

Beziehung ist. Überdies mußt Du bedenken, daß Lene erst siebzehn Jahre ist."

„Ich würde lieber sagen, schon siebzehn Jahre. Das gesellschaftliche Taktgefühl, die moralische Gebundenheit, alles das was bei uns die gute Sitte heischt, ist zwar etwas angelerntes, darin hast Du ganz Recht, aber wir atmen diese moralische Luft schon seit unsrer Kindheit, so lange wir zurückdenken können. Das Gefühl für das Richtige reift und wächst mit uns und das thatsächlich Angelernte scheint uns angeboren, dermaßen ist es uns in Fleisch und Blut übergegangen. Lene hat eine andre Luft geatmet seit ihrer Kindheit und ist an diese Luft gewöhnt; wenn sie es auch lernt, sich äußerlich vollkommen ladylike zu benehmen, für sie wird die neue Atmosphäre, in die sie sich versetzt fühlt, stets etwas fremdartiges haben, das Angelernte wird für sie immer das Angelernte bleiben und niemals in das Gefühl des Angebornen übergehen. Die sie dann umgebende Luft wird ihr eines Tages zu drückend vorkommen, und sie wird Verlangen tragen, wieder einmal ein paar Züge jener Luft einzuatmen, in der sie geboren, in der sie groß geworden ist. Diese Luft ist und bleibt für sie die natürliche, und ich halte es für ein Unrecht, jemanden

aus dieser seiner gewohnten Atmosphäre in eine fremde, ihm unnatürliche zu versetzen. Du beklagst Dich über die Unnatur unsrer Damen und freust Dich mit Recht der Natürlichkeit Lenes. Diese Natürlichkeit ist Dir aber nicht immer angenehm, zuweilen findest Du sie für eine zukünftige Frau Doktor unpassend und hältst es deswegen für nötig, Lene in eine Pension zu schicken, mit andern Worten: durch Pensionsdrillerei wird ihr die Natürlichkeit allmählich abgewöhnt und in ihr ein Zwiespalt erzeugt, eine Unnatur, die tausendmal beklagenswerter ist, als die an unsern Damen getadelte. Wenn ihr eine halbwegs glückliche Ehe führen wollt, bleibt Dir weiter nichts übrig, als Lene so zu nehmen, wie sie ist, dich ihrer Natürlichkeit zu freuen, ohne sie jeden Augenblick mit dem „dies schickt sich nicht" und „das schickt sich nicht" zu quälen. Du mußt zu ihr hinuntersteigen, ihr auf dem Wege zu deiner Höhe entgegenkommen, aber nicht alles von ihr allein er-erwarten."

„Ach was, Redensarten", murmelte Bernhard und suchte möglichst gleichgültig dreinzuschauen, trotzdem ihn die Ausführungen Werners durchaus nicht so gleichgültig ließen. „Alles Theorie, alles Abstraktion, ins Praktische übersetzt unhaltbar."

„Keineswegs“, versetzte Werner. „Nehmen wir gleich mal ein Beispiel. Ihr seid verheiratet und es bricht ein Ehezwist zwischen Euch aus, der ziemlich heftig wird. Solch ein Ehekrieg hat in den verschiedenen Kreisen natürlich einen verschiedenen Charakter. Lene wird sich erinnern, wie es bei solchen Gelegenheiten mitunter im Elternhause zugegangen ist. Sie weiß zwar, daß die Art, wie Vater und Mutter sich gegenseitig benehmen, durchaus unschicklich ist, in diesem Augenblick des höchsten Unmuts aber wird sie keine Rücksichten kennen, die alte Natur wird durchbrechen, und sie wird Dir ein unflätiges Schimpfwort an den Kopf werfen, oder sich sonst in einer Weise benehmen, die sie in deinen Augen ungemein verächtlich und niedrig erscheinen lassen muß.“

Bernhard schüttelte unwillig den Kopf.

„Du kennst eben die Lene nicht“, meinte er, „sonst würdest Du nicht so sprechen. Du siehst alles viel zu schwarz an —“

„Und Du leider zu rosig. Du denkst wunders wie vernünftig und praktisch Du bist und trägst dich nun mit solch phantastischen, romanhaften Gedanken. Denn anders kann ich die ganze Heiratsgeschichte nicht nennen. Vor deinen Augen malt sich eine Zukunft,

in der alles hell und licht ist, an den Schattenseiten fliegen deine Gedanken schnell vorüber. Ich fürchte, Du wirst eines Tages grausam aus deinen Träumen aufgeweckt werden."

Bernhard machte eine Geberde des Unwillens.

Seine ganze Stimmung war ihm verdorben worden. Die Worte Werners hatten Zweifel in ihm wachgerufen, die bisher in ihm nicht aufgekommen waren, die er nicht hatte aufkommen lassen wollen. Seine Liebe war noch zu jung und frisch, um Zweifel ertragen zu können.

VIII.

Schon in den nächsten Tagen fuhr Bernhard nach Berlin, um sich nach einer geeigneten Pension für Lene umzusehen. Die großen Pensionate waren ihm ein Gräuel und er würde sie am liebsten in irgend einer Familie untergebracht haben, wo ihr Gelegenheit gegeben war, mit gleichaltrigen jungen Mädchen zu verkehren.

Er mußte lange suchen, bis er etwas passendes fand. Am meisten sagte ihm schließlich noch die Familie eines ehemaligen Universitätsprofessors in der Genthinerstraße zu, wo sich außer der Tochter des Hauses noch zwei Mädchen, eine Französin und eine Westfälin, befanden. Die Bedingungen waren ihm auch recht, und nachdem er den Professor und dessen Frau über die näheren Verhältnisse aufgeklärt und ihnen auseinandergesetzt hatte, worauf es bei Lene in erster Linie

ankomme, bezahlte er den Pensionspreis für das nächste Vierteljahr voraus.

Er hätte Lene am liebsten sofort mit nach Berlin genommen, aber er mußte sich noch einige Zeit gedulden. Lene hatte zwar sofort in ihrem Geschäft gekündigt, aber sie war gezwungen noch so lange dazubleiben, bis sich eine Nachfolgerin für sie gefunden haben würde.

Höllnau hatte zuerst von der Kündigung natürlich nichts wissen wollen. Daß Lene fort und nach Berlin sollte, paßte ihm gar nicht. Bernhard wußte nicht, daß der Grund hierfür in dem Umstande zu suchen war, daß Lene monatlich zwanzig Mark von ihrem Verdienst abgab und daß dieser Zuschuß durch Lenes Fortgehen in Wegfall kam, was Höllnau durchaus nicht angenehm war. Deshalb benutzte er auch jede Gelegenheit, um über die Kündigung zu raisonieren.

„So'ne Stelle," meinte er, „kriegt sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder. Denken Sie blos mal, sechzig Mark! Marie muß viel mehr schuften und kriegt blos vierzig. Es ist eine Schande, so'ne Stellung aufzugeben."

Es verging kein Tag, an dem er nicht über das

Verhältnis schimpfte. Wenn der Schwiegersohn wenigstens noch ein Bankierssohn gewesen wäre, oder sonst in glänzenden Verhältnissen lebte — aber so! . . . Was hatte man denn von ihm? — Garnichts! Da hätte Lene lieber noch warten sollen, so einen hätte sie noch alle Tage gefunden. Heiraten würde er sie doch nicht, und wenn sie sich nun einmal durchaus aushalten lassen wolle, so könnte es wenigstens ein reicher Kerl sein, von dem man auch was hätte . . .

So ging es Abend für Abend. Er nahm auch kein Blatt vor den Mund, wenn Bernhard einmal hinkam. Oft geschah dies ja nicht. Bernhard setzte nur noch mit dem größten Widerwillen seinen Fuß über die Schwelle der Höllnauschen Wohnung. Er zwang sich dazu, freundlich zu sein, aber man merkte das Gezwungene heraus und einmal sagte Höllnau grob und deutlich:

„Herr Doktor, wenn's Ihnen bei uns nicht fein genug ist, dann brauchen Sie ja nicht mehr zu kommen. Wir zwingen niemanden.“

Bernhard hatte eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, aber da sah er die Augen Lenes angstvoll und bittend auf sich gerichtet und er schwieg.

Des Abends holte er sie gewöhnlich aus ihrem

Geschäft in der Weststraße ab, und dann gingen sie zusammen in den nahen Johannapark spazieren, oder aßen in einem Gartenlokal zu Abend.

Diese Abende entschädigten ihn reichlich für all die Unannehmlichkeiten, die der Verkehr mit ihrer Familie für ihn hatte. Und wenn er so an ihrer Seite dahinschritt und ihrem lustigen Geplauder zuhörte, und sie sich so innig und vertrauensvoll an ihn schmiegte, dann erfüllte eitel Glück sein Herz, und er bereute seine Wahl keinen Augenblick.

Endlich kam auch die Zeit, wo sie aus dem Geschäft fortbleiben konnte.

Aber nun hieß es von neuem Geduld haben.

„J! Wo denken Sie denn hin, Herr Doktor", sagte Frau Höllnau, als er nun zur Abreise drängte, „so fix geht das nicht. Lene kann doch nicht wie 'ne Wilde nach Berlin gehen! Zwei Kleider muß sie sich mindestens noch machen, und Hemden hat sie auch nicht genug, und was noch so drum und dran hängt . . . Nein, acht Tage dauert es noch gut."

Aber auch diese acht Tage vergingen und es kam der ersehnte Augenblick, wo er mit Lene fortreisen konnte.

Es war ein Sonntag, den sie sich zur Reise aus-

ersehen hatten. Gegen Mittag kam Bernhard zu Höllnaus hin, um Lene abzuholen. Die Mutter rannte geschäftig hin und her und bestürmte Lene mit tausend Fragen, Höllnau saß in seiner Sofaecke und kaute mißmutig an einer Cigarre herum, und auf Maries Gesicht stand der helle Neid geschrieben, den sie gegen ihre Schwester empfand.

„Na Gott sei Dank, daß es nun endlich soweit ist", brummte Höllnau, „nun wirds doch auch wieder mal ruhig hier in der Bude werden. Dieses Gethue und Gemache in den letzten Tagen bis spät in die Nacht hinein war ja auch nicht mehr zum aushalten."

„Du bist doch ein gräßlicher Mensch", fuhr ihn die Frau an, „nicht mal in der letzten Minute kannst Du ruhig sein."

„Gott, meinetwegen macht doch, was ihr wollt; was gehen mich denn Deine Jöhren an!" versetzte Höllnau grob.

Die Frau fuhr auf.

„Willst Du wohl!" zischte sie und deutete nach Bernhard hin.

Dieser war gerade Lene behilflich beim Kofferzumachen und achtete nicht auf das Gezänk der beiden. Lene aber hatte alles gehört und bei den letzten Worten

Höllnaus lief es ihr siedend heiß über das Gesicht, und sie warf dem Vater einen blitzenden Blick zu.

Dann sah sie zu Bernhard auf.

Gott sei Dank, er hatte nichts gehört! —

Der Abschied schien ihr nicht besonders nahe zu gehen. Auch sie atmete erleichtert auf, als sie endlich mit Bernhard in der Droschke saß und dem Berliner Bahnhof zufuhr.

In ihrem Coupee waren sie fast die ganze Tour über allein. Sie war noch niemals zweiter Klasse gefahren, und es machte Bernhard ungemein viel Freude, wie sie sich wohlig in die weichen Kissen schmiegte und ein Mal über das andere sagte: „Ja, so ist es schön, so lasse ich mir das Reisen schon gefallen."

Immer von neuem wurde ihm klar, daß nur ein Mädchen, wie die Lene ihm Befriedigung zu schaffen vermochte. Wie öde und langweilig wäre es gewesen, wenn ihm gegenüber ein Mädchen gesessen hätte, dem alles das, was Lene lebhaft interessierte, gleichgültig war, dem jene kindliche Freude, die ihm aus Lenes Augen entgegenleuchtete, fremd blieb . . .

Nein, er bereute es nicht, daß er der plötzlichen Eingebung seines Herzens gefolgt war und sie zu seinem zukünftigen Weibe erwählt hatte. Und er

setzte sich an ihre Seite und sie lachten und schäkerten beide wie Kinder.

Es war vier Uhr, als sie auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin ankamen.

Bernhard nahm vorläufig im nahen Habsburger Hof Quartier, bis er für sich eine Wohnung gefunden hätte, und dann fuhren sie direkt nach der Genthinerstraße.

Lene staunte schon unterwegs über das ungewohnte weltstädtische Durcheinanderwogen von Menschen und Fahrzeugen und bestürmte Bernhard mit tausend neugierigen und naiven Fragen.

In der Familie des Professors empfing man sie sehr freundlich. Der alte Herr streckte Lene beide Hände entgegen und hieß sie herzlich willkommen, die Frau küßte sie auf die Stirn und nannte sie liebes Kind.

Wenn die Freundlichkeit auch nur eine bezahlte war, so that sie doch ihre Wirkung. Lene fühlte sich durch den Empfang angenehm berührt und ihre anfängliche Verlegenheit schwand bald.

Auch die Tochter des Professors und die beiden andern Pensionärinnen, denen sie jetzt vorgestellt wurden,

machten auf Bernhard einen netten Eindruck. Er hoffte, Lene würde sich hier wohlfühlen.

Dann nahm er für eine Stunde Abschied. Nach dieser Zeit wollte er wiederkommen, um Lene noch ein wenig in Berlin herumzuführen.

IX.

Vier Wochen lang war Lene nun schon in Berlin. Es gefiel ihr außerordentlich, das neue Leben. Das war doch ganz etwas anderes, als den ganzen Tag über auf dem Komtorschemel sitzen und Briefe abschreiben zu müssen, wie in Leipzig. Jeden Tag etwas neues und interessantes — nein, es war eine zu gute Idee von Bernhard gewesen, daß er sie mit nach Berlin genommen hatte! Sie war ihm auch innig dankbar dafür, ihrem „lieben Fritz“, und der liebe Fritz mußte sich ihre Dankesbezeugungen in Gestalt unzähliger Küsse gefallen lassen.

Mit den beiden Pensionärinnen und der Tochter des Professors hatte sie sich bald befreundet. Sie erlangte sogar mit der Zeit ein gewisses Übergewicht über dieselben. Sie waren ihr zwar an Kenntnissen überlegen, aber in Dingen, die das wirkliche Leben betrafen, zeigten sie eine Unbeholfenheit und Unwissenheit,

über die sich Lene nicht genug wundern konnte. Die naiven Ansichten, die sie mitunnter hatten, es war zu spaßig . . . wie kleine Kinder waren sie, wirklich, wie kleine Kinder.

Und die Pensionärinnen staunten wieder Lene an, die so ganz anders war, wie die Mädchen, mit denen sie bisher verkehrt hatten. Lene hatte für sie den Reiz des Neuen, Ungewohnten, und sie fühlten sich schneller zu ihr hingezogen, als unter gewöhnlichen Umständen. In der ersten Zeit kamen sie aus dem Staunen gar nicht heraus. Wenn sie des Nachmittags spazieren gingen und von Herren angesprochen wurden, was jeden Augenblick vorkam, wie resolut da die Lene auftreten konnte! Sie mochten sagen und entgegnen was sie wollten, die Herren lachten nur darüber und hörten nicht auf, sie zu belästigen; wenn es aber zu bunt wurde, dann legte sich Lene ins Mittel, und sie brauchte nur ein paar Worte zu sagen oder den Herren einen Blick aus ihren Augen zuzuwerfen, und man ließ sie unbehelligt gehn.

Wo die Lene das nur her hatte?

Man konnte sie ordentlich deswegen beneiden.

Allerdings, fein war es ja nicht immer, wie die Lene die Herren abtrumpfte, sie würden das nie fertig

bekommen haben, es gehört eben ein besonderes Blut dazu, um so auftreten zu können. Allzutief konnte man sich nicht mit ihr einlassen, es war gut, wenn man sich immer in einem gewissen Abstand hielt, denn Lene benahm sich mitunter wirklich zu frei, man mußte sich ordentlich mit ihr genieren. Wie sie manchmal die Herren auf der Straße ansah, — nein, es war doch ein bischen zu stark! . . .

Und einmal über das andere mußte Lene zu ihrem größten Erstaunen von den neuen Freundinnen hören, daß sich dieses nicht gehöre und daß jenes unpassend sei. Sie begriff zwar nicht, weshalb das alles unschicklich sein sollte, aber Bernhard hatte ihr gesagt, sie möchte nur auf das Benehmen der andern achten, und sie richtete sich folglich nach ihren Vorschriften.

Sie wußte nicht, daß Bernhard den Mädchen einen leisen Wink gegeben hatte, Lene auf ihre Fehler aufmerksam zu machen, und daß es diesen eine gewisse Freude bereitete, Lene zu hofmeistern.

Kam doch noch etwas hinzu, was sie gegen Lene einnahm — die Eifersucht!

Sie merkten bald, daß Lene die weitaus schönste unter ihnen war, und diese Wahrnehmung konnten sie

nicht ertragen. Und aus der vertrauten Freundschaft der ersten vierzehn Tage entstand bald eine Art Feindseligkeit, die sich in allerhand kleinen Schikanen äußerte, auf die Lene in ihrer Harmlosigkeit aber nicht weiter achtete.

Die schönen Sommerabende, an denen die Jahreszeit besonders reich war, brachte sie gewöhnlich in Bernhards Gesellschaft zu. Sie gingen dann die Friedrichstraße entlang den Linden zu, freuten sich an dem lebhaften Gewoge der Menschenmassen, dem Hin und Her des weltstädtischen Verkehrs, oder sie blieben vor den reichen Schaufenstern der Riesengeschäfte stehen, plauderten davon, wie sie sich später einmal einrichten wollten und wie dieses oder jenes Stück recht gut für sie passen würde.

Und besonders Lene jubelte auf bei dem Gedanken an ein eigenes Heim, in dem sie schalten und walten könnte. Und wenn sie dann später in einem Restaurant in einer gemütlichen Ecke saßen und zu Abend aßen und weiter Pläne für die Zukunft spönnen, dann leuchtete ihnen die Glückseligkeit hell aus den Augen und sie stritten sich wohl darüber, wer von beiden der glücklichere sei.

Und in solchen Augenblicken hatte Bernhard für

nichts anderes Ohr und Auge, und er merkte das feine Lächeln des servierenden Kellners nicht, wenn Lene mit Messer und Gabel wohlgemut auf die heiße Metallplatte losfuhr.

Sehr oft ging er auch mit ihr ins Theater. Zuerst nahm er sie mit ins Schauspielhaus, wo Hamlet gegeben wurde. Sie sagte zwar, daß es ihr ganz gut gefiele, Bernhard merkte es ihr aber doch an, daß sie sich die fünf Akte hindurch herzlich langweilte. Weit besser gefiel ihr es im Wallnertheater. So ein lustiger Schwank, das war weit eher etwas für sie. Am liebsten ging sie aber in das Residenztheater. Die prickelnde, pikante französische Waare, die man dort feilbot, war so ganz nach ihrem Geschmack. Bernhard wunderte sich anfangs, wie sie die verstecktesten Anspielungen sofort herausfand, wie ihre Augen ihn verständnisvoll anblitzten bei pikanten Situationen, und wie sie ihn bei besonders gewagten Witzen leise mit dem Ellenbogen anstieß.

Und er erinnerte sich dann lebhaft des Abends, an dem er sie kennen gelernt hatte. Es war wie damals im Café Hartmann in Leipzig, als sie mit demselben Augenblitzen und denselben glühenden Wangen wie jetzt auf Werners Zweideutigkeiten einging und ihm

keine Antwort schuldig blieb. Er hatte sie seit jener Zeit nie wieder so gesehen. Und er hätte kein Mann sein müssen, um sich nicht zu gestehen, daß sie in diesem Augenblicke reizender und verführerischer war, als je.

Als sie eines Abends spät die Friedrichstraße hinter gingen und an der vom elektrischen Licht hell überfluteten Ecke der Jägerstraße vorbeikamen, hielt Lene plötzlich ihre Schritte an und sagte:

„Du, Fritz . . .“

„Was denn, Schatz?“

„Das ist doch hier Café National, nicht?“

„Allerdings.“

„Weißt Du, ich habe schon so viel davon gehört . . . ich . . . wollen wir nicht mal rein gehen?“

„Aber Lene, was fällt Dir denn ein?“ versetzte Bernhard lachend.

„Ach bitte, bitte, ich bin so neugierig, das Café kennen zu lernen . . . Komm, ja?“

Er war schon halb willens, ihr nachzugeben, aber dann schüttelte er den Kopf. Es war ja schließlich nichts gefährliches . . . ein Mädchen mit den Erfahrungen Lenes . . . aber er war jetzt nicht in der Stimmung, um sich den frechen Blicken geschminkter Gesichter

auszusetzen. Und Lene? . . . Sie mußte einsehen, daß sich das nicht gehöre und es kam plötzlich etwas wie Ärger in ihm auf, daß sie überhaupt das Verlangen geäußert hatte.

„Mein Kind“, sagte er deshalb, „es ist jetzt gleich elf Uhr, um diese Zeit sieht es im National doch etwas zu buntscheckig aus, als daß wir beide hereingehen könnten.“

Und als er bemerkte, daß ein leiser Schatten ihr Gesicht überflog und ihr Körper, der sich dicht an den seinen geschmiegt hatte, sich von ihm unwillkürlich zurückdrängte, fuhr er begütigend fort:

„Jetzt nicht, Kind, später einmal . . . wenn wir verheiratet sind . . .“

Sie lachte ärgerlich auf.

„Wenn wir verheiratet sind! Ich begreife nicht, Fritz, wie Du mitunter bist. Ich bin doch kein Kind mehr und . . . und . . .“ sie zögerte ein wenig, bis sie dann schnell fortfuhr: „und so dumm bin ich auch nicht, daß ich erst bis zur Verheiratung warten müßte.“

Diese Antwort ärgerte Bernhard und er entgegnete kurz:

„Aber Du bist meine Braut und es schickt sich nicht, daß ich jetzt mit Dir ins Café National gehe.“

Immer wieder das „Es schickt sich nicht!“ Wie oft sie das nur hören mußte!

Sie hatte schon eine heftige Antwort auf der Zunge, unterdrückte sie aber und schritt schweigend an seiner Seite fort. Er war solch ein guter Mensch, der Fritz, sie hatte ihn so herzlich lieb, aber mitunter war er doch auch wieder etwas zu ... zu ... pastorenmäßig. Diese Moralpredigten, die konnte er sich bei ihr doch schenken. Er wußte doch, wo und wie sie aufgewachsen war, eine Prinzessin war sie nicht, und wie es in der Welt aussah, das wußte sie ...

Aber die schlechte Stimmung vermochte nicht lange bei ihr anzuhalten und sie hängte sich wieder fester in seinen Arm.

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen Bernhard war noch zu groß in ihr, als daß sie ihm lange hätte böse sein können.

Sie hatte es ja jetzt so gut im Vergleich zu früher.

Des Morgens konnte sie so schön ausschlafen, den Tag über gab es wenig zu thun, mit dem bischen Lernen, das ihr der Professor aufgab, war sie schnell fertig, denn sie lernte sehr leicht. Und sich dann bequem in einen Sessel zu legen, die Füße weit ausgestreckt und einen Romanband vor sich — mit Lektüre

versorgte sie Bernhard reichlich — dazu das gute Essen und die schönen Kleider ... und dann am Nachmittag mit Bernhard fortzugehen, in irgend eine Konditorei ... der Apfelkuchen mit Schlagsahne bei Josty schmeckte zu gut ... oder des Abends ins Theater — o es war so schön, das neue Leben!

Und wenn sie allein waren und das alles so vor ihr aufstieg, dann kannte ihre Liebe und Dankbarkeit keine Grenzen, und sie klammerte sich mit tausend Küssen an ihn, daß ihm fast der Atem auszugehen drohte, und er ihrer Stürmischkeit gegenüber kaum seine Ruhe zu bewahren vermochte. —

Eines Abends war Bernhard mit Lene zu einer Abendunterhaltung mit darauffolgendem Balle eingeladen worden, die der Bezirksverein des Professors veranstaltete. Schon Tage vorher schwärmte Lene von dem bevorstehenden Vergnügen und beratschlagte mit Bernhard über allerlei Toilettenfragen. Und mit einem eigenartigen Gefühl dachte dieser an seine studentischen Hungerjahre zurück, als er eines Nachmittags mit Lene bei Gerson ein kostbares Ballkleid für sie kaufte.

Von Gerson mußte es natürlich sein, das war bei Lene ausgemachte Sache, und sie verstand so unwiderstehlich reizend zu bitten, und dann war sie in ihren

Dankesbezeugungen so überströmend zärtlich, daß Bernhard ihr gern nachgab und kaum daran dachte, wie sein kleines Vermögen in der letzten Zeit immer mehr zusammenschmolz.

Während Lene dem Abend mit ungeteilter Freude entgegensah, konnte Bernhard allerlei kleine Bedenken nicht los werden. Es war die erste größere Gesellschaft, die Lene besuchte, und es sollte sich zeigen, ob sie sich in der ihr ungewohnten Umgebung mit dem nötigen Taktgefühl würde benehmen können.

Zu seiner Freude sah er, daß seine Befürchtungen unnötig gewesen waren.

Nachdem man sich zwei Stunden lang bei den Genüssen des Abends, den unvermeidlichen Gesangs- und Klaviervorträgen, einer hölzernen Deklamation von Wildenbruchs Hexenlied und der unbeholfenen Aufführung eines witzlosen Einakters gegenseitig angegähnt hatte und dann bei dem vorzüglichen Diner wieder etwas munter geworden war, begann der Tanz.

Lene sah in ihrem Ballkostüm, dessen Einfachheit ihre schlanke, geschmeidige Gestalt vorteilhaft zur Geltung brachte, reizend aus. Ihre Schönheit blieb nicht unbemerkt, die Herren umdrängten sie, und da sie leidenschaftlich gern tanzte, setzte sie keinen Tanz aus. Ihre

vor Aufregung glühenden Wangen, das lebhafte Schillern ihrer Augen, das quecksilberartige in ihrer Sprechweise und ihrem Benehmen, das nicht ohne eine bewußte Koketterie war, alles das machte sie zu einer eigenartigen, interessanten Erscheinung.

Und ein Vollgefühl von Glück und Stolz zugleich erfüllte Bernhard, als er sie so von allen Seiten umschwärmt sah. Es war ihm, als ob ihm die Huldigungen galten, die man ihr brachte, denn sie war ja sein, gehörte ihm ja an. Und in diesem Übermaß von Glück und Stolz kam auch nicht die leiseste Eifersucht in ihm auf. Er fühlte sich so sicher in ihrem Besitz, daß ihm jeder derartige Gedanke wie eine Thorheit erschien.

Dieser Abend bedeutete einen Wendepunkt in dem Empfindungsleben Lenes. Die kritiklose Dankbarkeit, die sie bis jetzt für Bernhard gefühlt hatte, machte einer mehr nüchternen Betrachtung Platz. Schön war sie, das wußte sie schon lange, daß ihre Schönheit aber so begehrenswert sei, wie ihr der heutige Abend gezeigt hatte, war ihr neu. Jetzt erst machte sie sich klar, daß ihre Schönheit ein Gut war, dessen Wert sie bisher unterschätzt hatte, das Bernhard aber wohl zu würdigen verstand. Und sie freute sich dieser Er-

kenntnis. Bernhards Liebe zu ihr erhielt in ihren Augen plötzlich einen leisen Beigeschmack von Egoismus.

Es war ihr immer ein peinliches Gefühl gewesen, daß sie Bernhard alles verdankte, und die Liebe und Zuneigung, die sie für ihn hegte, schien ihr nur ein schwacher Entgelt für alles das, was er an ihr that. Jetzt war sie zum Vollbewußtsein ihrer Schönheit gelangt, und die Hingabe dieses Gutes an Bernhard schien ihr all seine Wohlthaten aufzuwiegen.

Er würde schon wissen, was er an ihr hätte. Wenn er sich nicht durch sie entschädigt fände, hätte er sich wohl kaum diese Mühe mit ihr gegeben. Und wenn er es nicht gewesen wäre, wäre es eben ein anderer gewesen, der sie aus dem Schmutz ihrer Umgebung befreit hätte. Ob dieser andere allerdings ebenso gut und so lieb gewesen wäre wie Bernhard? . . .

Ob wohl der Baron, der sie den Abend so umschwärmt hatte? . . . Vielleicht nicht . . . Oder doch? . . . Baron von Loeben? . . . hm! . . . Frau Doktor Bernhard, das war ihr bis jetzt als höchstes Ideal erschienen, aber wenn es hieße Frau Baronin von Loeben . . . Sie wagte den Gedanken nicht weiterzudenken. Es war ja lächerlich und ein Unrecht gegen den guten, lieben Fritz, überhaupt solche Gedanken zu führen.

Sie würden ja so glücklich sein, wenn sie nur erst ihr eignes, warmes Nestchen besäßen . . .

Und auf dem Rande ihres Bettes sitzend, blickte sie lange Zeit glücklich lächelnd vor sich hin. Dann löschte sie die Nachtkerze aus und zog die Decke über sich.

Noch lange lag sie im halbwachen Zustande da, und vor ihrem Auge gaukelte die Phantasie allerlei Zukunftsbilder. Und da kam auch wieder der Gedanke an den Baron.

Frau Doktor Bernhard . . . Frau Baronin von Loeben . . . Dokt . . . Bernhard . . . Baron Loeben . . . Dok . . . ro . . . o . . .

X.

Der Hochsommer kam. Lene gewöhnte sich immer mehr an das neue Leben, und auch für sie nahmen die Alltage allmählich etwas alltägliches an. Und zuweilen war es ihr sogar, als ob sie sich in dem gleichbleibenden Einerlei ihrer Lebensweise, die ihr zuerst so verlockend erschienen war, ein wenig langweile. Tag ein Tag aus mit ziemlicher Regelmäßigkeit dasselbe und immer wieder dasselbe. Alle ihre Wünsche und Launen wurden befriedigt, es kostete ihr nur ein Wort bei Bernhard, und dennoch —

Warum sie nur zuweilen so unzufrieden war? Sie begriff sich selber nicht. Aber sie konnte es nicht hindern, diese Stimmung des Mißmuts und der Unzufriedenheit ... worüber nur?

Wenn sie des Nachmittags behaglich in ihrem Sessel ausgestreckt lag, einen Romanband vor sich, dann kam

es plötzlich über sie. Und so sehr sie sich auch zwang, ruhig weiterzulesen, es tanzte zwischen den Buchstaben hin und her, und während sie noch mechanisch fortlas, schweiften ihre Gedanken weit weg. Und wenn sie dann umblättern wollte, dann merkte sie, daß sie nicht wußte, was sie soeben gelesen hatte, und sie warf das Buch von sich. Sie vermochte sich nicht loszumachen von der Stimmung, die sie plötzlich erfaßt hatte, sie lehnte sich in den Sessel zurück und träumte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin.

Sie hatte es jetzt so gut, das war nicht zu leugnen, und doch war es ihr, als ob ihr etwas fehlte.

Wenn sie nur gewußt hätte, was?

Das lange Schlafen und die schönen Kleider, das Theater und der Apfelkuchen mit Schlagsahne — alles hatte seinen früheren Reiz verloren ...

Und sie dachte an die Zeit zurück, wo sie nur des Sonntags ordentlich ausschlafen konnte, und wo sie an den Feiertagen kaum das Vergnügen kannte, das sie jetzt fast täglich genoß. Und dennoch erinnerte sie sich mit einer Art Wehmut der Zeit, wo sie den Tag über auf ihrem ledernen Komtorsessel gesessen hatte. Stundenlang hintereinander Briefe schreiben und Rechnungen ausfüllen — gewiß, es war langweilig genug.

Aber wenn es von dem Thurme der Katholischen Kirche sieben Uhr schlug und sie frei war, dann die Wally abgeholt und in den Straßen umhergeschlendert, oder des Donnerstags abends in die Centralhalle gegangen tanzen, mit den Herren herumgeneckt und sich mal nach Herzenslust ausgetollt ... o, es war auch schön gewesen, dieses Leben!

Wenn sie sich nur einmal wieder so recht ausgelassen amüsieren könnte ... ach, einmal so recht ordentlich über den Strang schlagen, so einen recht tollen, dummen Streich machen, so frei, so ungebunden sein wie früher ...

Das war nun für immer vorbei.

Wenn sie Bernhard einmal den Vorschlag machte? So eines Abends in irgend ein Tanzlokal ... so wie die Centralhalle in Leipzig, so etwas mußte es doch hier auch geben. Kein Mensch würde sie kennen, sie brauchte nicht bei Schritt und Tritt fürchten, irgend etwas unschickliches zu thun, hier war neutraler Boden, hier war sie zu Hause, hier konnte sie sich einmal so recht nach Herzenslust amüsieren.

Aber Bernhard?

Es war am besten, wenn sie ihm gar nichts von ihren Gedanken sagte. Er würde sie doch blos aus-

lachen und ihre Worte nicht ernst nehmen oder ihr in langer Rede auseinandersetzen, daß er mit ihr als seiner zukünftigen Frau doch nicht gut ein Lokal besuchen könne, das ein Sammelpunkt allerhand zweifelhafter Elemente sei, daß sie sich derartige Gedanken nun endlich ganz aus dem Sinne schlagen sollte usw. usw. . . .

Wenn nur Bernhard ein klein wenig anders gewesen wäre. Sie hatte sich ihre Brautzeit eigentlich amüsanter gedacht. Er war ja sehr nett, und sie liebten einander so sehr, aber auch das ewige Kosen und Küssen wurde schließlich langweilig. Wenn sie nur erst verheiratet wären! Dann würde er doch auch anders sein. Jetzt war er immer so zurückhaltend, so . . . so . . . Mitten in der glühendsten, leidenschaftlichsten Umarmung zog er sich von ihr zurück . . . es war gerade, als ob er sich vor ihr fürchtete.

Und sie vermochte in solchen Momenten einen leisen Ärger über seine Zurückhaltung nicht zu unterdrücken.

Und vor Ostern wollte er nicht heiraten.

Noch volle acht Monate.

So lange noch . . .

In solchen Stimmungen kam sie dann gewöhnlich

die Lust an, sich hinzusetzen und einen Brief nach Hause zu schreiben. In der ersten Zeit hatte sie nur hin und wieder eine Postkarte geschrieben und dann immer wie unter einem Zwange. Sie dachte kaum an das Elternhaus zurück.

In Mitten all der Bequemlichkeiten, die ihr das neue Leben bot, all der Sauberkeit, die sie umgab, hatte der Gedanke an die Vergangenheit etwas peinliches für sie, etwas, das sie am liebsten aus ihrer Erinnerung auslöschen mochte. Und eine gewisse Erbitterung erfüllte sie, wenn sie an ihre Kindheit zurückdachte.

Liebe und Herzlichkeit, alles, was das junge Leben eines Kindes sonnig zu gestalten und eine tiefere Wirkung auf das empfängliche Gemüt auszuüben vermag, hatte sie nicht gekannt. Und ihr Innenleben verkümmerte ganz unter der Gleichgültigkeit, mit der man ihr entgegenkam. Für die Mutter empfand sie zwar etwas wie Zuneigung, der Vater hatte ihr, so weit sie sich zurückerinnern konnte, nur das Gefühl der Furcht eingeflößt. Und von neuem traten ihr all die widerwärtigen Scenen vors Auge, mit denen die Erinnerung an ihre früheste Kindheit angefüllt war, Scenen, in denen ihr die Gestalt des Vaters als die

eines Trunkenbolds und Wüterichs erschien, der spät in der Nacht nach Hause kam, über irgend eine Kleinigkeit in sinnlose Wut geriet und in solchem Zustande der Mutter die gemeinsten Schimpfworte zuschleuderte, sie wohl auch schlug.

Auch sie wurde in solchen Augenblicken nicht geschont.

Wenn sie sich schreiend in ihrem Bette erhob und die Hände wie schützend nach der Mutter ausstrecken wollte, entlud sich der Zorn des Vaters über sie. Sie verstand die Worte nicht, die er ihr entgegenschrie, nur das eine Wort „Wechselbalg", das er immer wiederholte, prägte sich treu ihrem Gedächtnis ein.

Und dann kam die Zeit, wo sie den Sinn des Wortes verstehen lernte, das ihr der Vater in brutaler Weise entgegenschleuderte.

Und ein Gefühl der Freude und Befriedigung ergriff sie, als sie erkannte, daß der Mann, den sie bisher mit Furcht und Abscheu Vater genannt hatte, nicht ihr Vater war. Und ihre Phantasie gefiel sich darin, sich ein Idealbild ihres Vaters zurecht zu machen, das sich einst für sie verwirklichen würde und dem ihr Herz mit all der verhaltenen Liebe, die sich

die langen Jahre hindurch in seiner Tiefe angesammelt hatte, entgegenschlug.

Die gewonnene Erkenntnis verlieh ihr eine Frühreife und eine Selbständigkeit, die sie älter erscheinen ließ, als sie war. Als sie mit vierzehn Jahren konfirmiert wurde und in ein Geschäft kam, war sie erfahrener, als andre Mädchen mit zwanzig. Jetzt kam die Zeit, wo sie anfing aufzuleben. Der Vater, der in letzter Zeit auch ruhiger geworden war, kümmerte sich nicht mehr viel um sie und mit der Mutter war sie bald fertig, wenn diese ein paar Worte fallen ließ, um ihre Vergnügungssucht einigermaßen zu zügeln. Am liebsten wäre sie von zu Hause ganz weg gewesen, aber das ging nicht gut. So suchte sie denn ein Vergnügen nach dem andern auf, um nur nicht die freie Zeit, die ihr blieb, zu Hause verbringen zu müssen, und um im Strudel der Vergnügungen die widerwärtigen Verhältnisse in ihrem Elternhause zu vergessen.

An Herrenbekanntschaften fehlte es ihr in dieser Zeit nicht, aber keine derselben vermochte sie tiefer zu fesseln. Sie war ungemein stolz, sie wollte wie eine Dame behandelt sein und es empörte sie, wenn man ihr schon in der ersten Stunde der Bekanntschaft

mit jener Vertraulichkeit entgegenkam, die man einem Mädchen ihres Standes gegenüber für erlaubt hielt.

Da lernte sie Bernhard kennen, durch den mit einem Male ihre kühnsten Träume verwirklicht wurden.

Jetzt hatte sie jemanden, der sie liebte, der sie achtete, der sie aus der Widerwärtigkeit ihrer häuslichen Umgebung herausriß und sie zu seinem Weibe machen wollte. Jetzt hatte sie alles, alles, wonach sich ihr Herz einst gesehnt hatte, alles, was ihr den Himmel schon auf Erden erschloß und doch — —

Nur wenige Wochen hatte der Taumel ungetrübten Glücks gedauert.

Sie schalt sich undankbar, launisch, thöricht, machte sich selber die heftigsten Vorwürfe, aber sie konnte gegen die Stimmungen nicht aufkommen, die sie in letzter Zeit beherrschten. Allerhand Zweifel nisteten sich in ihrem Herzen ein und begannen gierig an ihrem Glücke zu fressen. . . .

Dann schnellte sie wohl empor aus ihren Grübeleien, ergriff Hut und Umhang und eilte hinaus. Die Lützowstraße entlang, durch das Gewühl der Potsdamerstraße hindurch und dann rechts ab in die stille Körnerstraße hinein, wo Bernhard eine freundlich möblierte Wohnung innehatte. Die zwei Treppen

hinauf, an der Klingel gerissen, die Wirtin kannte ihre Art bereits, und dann hinein zu Bernhard, ihn um den Hals gefallen und glühend, stürmisch an sich gepreßt. . . .

Wenn sie ihn so umschlungen hielt, dann war es ihr, als ob sie ihn nicht wieder los lassen dürfe, als ob sie in dieser Umarmung all ihr Glück gefesselt halte.

„Fritz, Fritz“, flüsterte sie, „ich hielt es nicht mehr aus, ich fühlte mich so einsam, so gräßlich einsam, ich mußte Dich sehen, mußte zu Dir. Umarme mich . . . recht, recht fest, so . . . so . . . jetzt wird es besser, nun ist alles wieder gut . . .“

Und Bernhard mußte all seine Kraft zusammennehmen, um ihrer Stürmischkeit widerstehen zu können.

Wenn sie innig aneinander geschmiegt auf dem weichen Sopha saßen, schweigend, mit glühenden Wangen und heißen Händen, und es in den Fingerspitzen zuckte und prickelte, und brennendes Verlangen von einem zum andern hinübersprang, die Sinne berauschend, wenn ihre feucht glänzenden Augen in fragender Sehnsucht an den seinen hingen, dann war er oft nahe daran, all die quälenden Gluten, die ihre Körper durchflammten, im Rausche einer alles ge-

währenden und alles vergessenden Leidenschaft zu töten. Aber mitten im wildesten Taumel der erregten Sinne kam es dann über ihn, unwillkürlich. Ein ernüchterndes, sich mit einer leisen Bangigkeit um sein Herz krampfendes Gefühl, etwas verschwommenes, sentimentales, etwas wie von den Stimmungen seiner Jugendträume. . . .

Nein, es durfte nicht sein. Sie sollte ja in kurzem sein Weib werden, und wenn er sich jetzt von seiner Leidenschaft hinreißen ließ, konnte sie dann für ihn noch dieselbe sein wie bisher? Würde sie in seinen Augen nicht herabgezogen zu den vielen andern, an denen sich sein heißes Blut sonst ausgetobt hatte?

Er mußte standhaft bleiben und er wollte es auch. Und er verpanzerte seine Vernunft gegen den Ansturm der Sinne hinter der Maske erzwungener Kälte, indem er ihre Liebeswut sanft abwehrte.

Sie blickte ihn dann an, fragend, zweifelnd. Sie begriff ihn nicht, vermochte sich nicht zu enträtseln, was in solchen Augenblicken in ihm vorging. Diese plötzliche Kälte, dieses auffällige Abwehren ihrer Leidenschaftlichkeit . . . das alles glich so wenig dem

Manne ihrer Träume. Ihre glühende Seele verlangte nach einer Kraft, einer gewaltigen, allbezwingenden Leidenschaft, die noch größer war, als die ihre, und vor deren Größe ihre Leidenschaftlichkeit sich beugen mußte, zusammenknicken in ihrer Ohnmacht.

In der ersten Zeit war es ihr erschienen, als ob Bernhard diese Kraft wäre. Aber jetzt kam er ihr so kläglich vor, so weibisch, weichlich, so kleinlich philisterhaft in seinen Anschauungen und in seinem Gebahren. Nichts von dem wilden, alles überrennenden Ungestüm, das sie am Manne so liebte. Diese sentimentale Zärtlichkeit, dieses veilchenhafte Kosen und Schmiegen wurde ihr auf die Dauer unerträglich.

Und die Sehnsucht in ihr wurde immer größer, und immer wilder, ungezügelter kreiste ihr heißes Blut in den Adern.

Und dann kamen Zweifel in ihr auf, ob sie von Bernhard auch wirklich geliebt würde, ob sie mit ihm auch wirklich glücklich werden könnte. Sie war schön, begehrenswert schön, das wußte sie, sie kam ihm mit all der Liebesglut entgegen, deren sie fähig war, ein Weib wie sie, mußte einen Mann beglücken, und ihre Eitelkeit fühlte sich aufs tiefste verletzt, als sie sah, daß Bernhard ihre Leidenschaft nicht in dem

Maße erwiderte, nicht mit derjenigen Dankbarkeit, wie sie sie von dem Manne erwartete, dem sie sich hingeben wollte.

Und sie fing an, sich innerlich immer mehr von ihm zu entfremden. Er war nicht mehr der erste Gedanke, wenn sie des Morgens aufstand, nicht mehr der letzte, wenn sie sich am Abend zur Ruhe legte. Ihre nächtlichen Träume gaukelten ihr ein andres Bild vor, das von dem seinen so ganz verschieden war. Nicht so etwas feines, zartes, weiches, es war kräftiger, markiger, es hatte sogar etwas unschönes, gewöhnliches, und doch kehrten ihre Gedanken immer wieder zu ihm zurück.

Wenn sie des Morgens erwachte in ihrer behaglichen, reinlichen Umgebung, und die Sonne helllachend auf das weiße Linnen ihres Bettes schien, dann schämte sie sich wohl all der wüsten Bilder, die ihr ihre Phantasie in den stillen, schlaflosen Nachtstunden vorgespiegelt hatte. Aber wenn dann der Abend kam, und sie wieder in ihrem Bette lag, und die Dunkelheit all die Reinheit und Nettigkeit um sie her ihren Blicken entzog, dann kamen sie wieder, und ächzend und schweratmend wühlte sie sich in ihre Kissen hinein.

XI.

Eines Nachmittags, als Doktor Bernhard ruhig in seinem Zimmer saß, wurde die Thüre aufgerissen und Lene kam hereingestürmt, atemlos, hochrot im Gesicht vor Aufregung.

Bernhard sprang erschrocken auf, aber noch ehe er ein Wort der Frage über seine Lippen bringen konnte, begann Lene schon, abgebrochen, mit fliegendem Atem:

„Fritz . . . bei Professors . . . nicht eine Minute bleibe ich länger dort. Das ist nicht mehr zum Aushalten. Die Mädchen . . . diese Schikaniererei schon seit Wochen . . . erst habe ich gar nicht darauf geachtet, aber jetzt wird es mir doch zu bunt. . . . Diese dummen Gänse, so dumm, o so dumm, sage ich Dir . . . und von denen soll ich mich hofmeistern lassen . . . Namentlich die Westfälin, das pockennarbige, rothaarige Luder —"

„Aber Lene —“

„Jawohl, ein Luder, das ist sie ... blos neidisch ist sie, ja wohl, der pure Neid von dem Fratz. . . . Aber gegeben habe ich es ihnen ordentlich, die werden noch lange an mich denken ... das ganze Haus ist zusammengelaufen bei dem Spektakel ...“

Sie ließ sich erschöpft in einen Sessel fallen, ihr ganzer Körper bebte in nervöser Aufregung, und die schmalen Finger krampften sich tief in den Plüsch hinein.

Es war das erste Mal, seitdem er sie kennen gelernt hatte, daß ihr Benehmen auf Bernhard einen unangenehmen Eindruck machte. Die Aufregung verlieh ihrer Stimme einen heiseren, kreischenden Klang, der das Ohr peinlich berührte, ihr Gesicht verzerrte sich und nahm einen gewöhnlichen, fast brutalen Ausdruck an. Nur die lebhaft rollenden Augen verloren auch in diesem Zustande der Erregung nichts von ihrer wirkungsvollen Schönheit.

Es dauerte ziemlich lange, bis sich Lene soweit beruhigt hatte, daß sie auf Bernhards Fragen ordentlich Auskunft zu geben vermochte. Er glaubte anfangs nicht, daß die Sache so arg sei, wie sie Lene hinstellte. Ein durch augenblickliche Erregung zu besonderer Heftig-

keit ausgeartetes Gezänk, an dem die Mädchen und Lene wohl gleiche Schuld trugen und das sich schon wieder würde beilegen lassen.

Aber Lene wollte von einem versöhnenden Schritt nichts wissen.

„Auf keinen Fall gehe ich wieder hin," versetzte sie hartnäckig, „nicht einen Tag bleibe ich mehr in dem Hause. Überhaupt gehe ich nicht wieder in eine Pension. Ich soll mich behandeln lassen, als ob ich eben konfirmiert worden wäre, und dabei wollen wir in wenigen Monaten heiraten? Nein, das kannst Du nicht verlangen. Übrigens, warum wollen wir denn bis Ostern warten? Wir können doch schon ein paar Monate früher heiraten. Was hindert uns denn daran? Bis dahin nehme ich mir ein möbliertes Zimmer, hier ganz in Deiner Nähe, damit wir recht oft zusammen sein können. Vormittags kannst Du ruhig arbeiten, gegen Mittag hole ich Dich ab und dann gehen wir beide essen und dann trinken wir auf meinem Zimmer Kaffee — o, es wird herrlich werden! Und ich koste Dir auch lange nicht so viel wie jetzt. Wenn ich bedenke, das schrecklich viele Geld bei Professors ... Nicht wahr, Fritz, der Gedanke ist doch reizend, nicht?"

Sie war aufgestanden und hatte sich dicht an seine

Seite gesetzt. Ihre Erregung war vollständig geschwunden. Ihre leicht entzündbare Phantasie zauberte ihr allerhand heitere Zukunftsbilder vor, sie hoffte, daß die unzufriedene Stimmung, die in letzter Zeit so oft über sie gekommen war, in der neuen Umgebung schwinden würde. Sie sah sich bereits in ihrem Zimmer, wie sie für sich und Bernhard Kaffee kochte und den mitgebrachten Kuchen aufschnitt, und wie sie dann gemütlich plaudernd bei einander sitzen würden, Kaffee und Kuchen verzehrend.

Und ihre Stimme wurde leise, sanft, einschmeichelnd, als sie jetzt dichter an seine Seite rückte, ihm liebkosend durch das blonde Haar fuhr und immer wieder fragte:

„Nicht wahr, Fritz, der Gedanke ist doch reizend, nicht?"

Und vor ihren Schmeicheleien sanken all die trüben Ahnungen, die für einen Augenblick in ihm aufgekommen waren, zusammen, und hoffnungsfreudig blickte auch er wieder in die Zukunft.

Dann griff er nach seinem Hute, um persönlich mit dem Professor zu sprechen.

Dieser kam ihm mit allen Zeichen einer innerer Erregung entgegen.

„Sie haben wohl schon durch Ihr Fräulein Braut

selber von der peinlichen Scene erfahren," meinte er. „Es thut mir sehr leid, Ihnen das sagen zu müssen, aber Sie thun vielleicht gut, sich nach einer andern Pension umzusehen. Meine beiden Damen haben erklärt, unter keinen Umständen länger in der Gesellschaft Ihrer Braut bleiben zu wollen; und selbst wenn nicht, schon meiner Tochter wegen müßte ich darauf verzichten, Fräulein Helene länger in meiner Pension zu behalten. Sie hat sich in der Aufregung zu Äußerungen hinreißen lassen und war in ihren Ausdrücken so — so wenig gewählt, um mich gelinde auszudrücken, daß ich jetzt noch ganz starr bin. Nichts für ungut, Herr Doktor, aber Sie werden begreifen —"

„Selbstverständlich," unterbrach ihn Bernhard, der bei den letzten Worten des Professors rot geworden war, wie ein Schulknabe, „ich bedauere das Vorgefallene aufrichtig. Meine Braut hat ebenfalls den Wunsch, von hier fortzukommen, wenn es Ihnen recht ist, können wir das Weitere sofort erledigen." —

Eine halbe Stunde später befand er sich wieder auf der Straße, um gemeinsam mit Lene nach einem passenden Zimmer für diese zu suchen.

Sie brauchten nicht lange umherzulaufen.

In der Kurfürstenstraße, ganz in der Nähe von seiner Wohnung, fanden sie ein hübsches Zimmer bei einer alleinstehenden Dame, die weniger aus Eigennutz, als der Gesellschaft wegen vermietete.

Noch am selben Abend zog Lene hierher.

Sie war den ganzen Nachmittag über besonders liebevoll und zärtlich gegen Bernhard gewesen. Sie fühlte, daß sie sich zu sehr von ihrer Heftigkeit hatte hinreißen lassen, und sie fürchtete die Vorwürfe Bernhards. Sie sah, wie peinlich ihm die ganze Angelegenheit war, und sie wandte all ihre Künste an, um seinen Unmut zu verscheuchen. Und das fiel ihr nicht schwer. Er war zu sehr Sklave ihrer Liebenswürdigkeit, um ihr lange widerstehen zu können. Und in dieser Augenblicksstimmung, sich ganz dem Zauber ihrer berauschenden Gegenwart hingebend, war er nur zu leicht geneigt, zu verzeihen, ihr recht zu geben und den andern unrecht. Er machte sich mehr mit dem Gedanken vertraut, die Heirat zu beschleunigen. Lene hatte ganz recht, es stand ihnen eigentlich nichts im Wege. Dann würde sich auch ihre wilde Zügellosigkeit legen, ihr heißes Blut kühlen.

Und er sprach mit ihr davon, daß sie schon früher heiraten wollten, spätestens zu Weihnachten. Und sie

jubelte auf, als er das sagte und hing sich mit stürmischer Glut an ihn.

Und dann saßen sie lange da, fest aneinander geschmiegt, und wiegten sich in Zukunftsträumen. Und sie waren beide glücklich, wie schon seit langem nicht mehr. ...

Erst spät am Abend, als er auf seinem Zimmer saß, als ihre Nähe nicht mehr seine Sinne verwirrte und ihn zu jeder ruhigen Überlegung unfähig machte, fing er an, kühler zu denken. Und dann kamen all die tausend kleinen Bedenken wieder in ihm auf, die ihn schon so oft gequält hatten, wenn er allein war, und die ihre Gegenwart stets verschwinden machte.

Und die Scene trat wieder lebhaft vor seine Augen, als sie heute Mittag zu ihm hereingestürmt kam. Er fühlte, daß der heutige Tag einen Wendepunkt in ihrem Liebesleben bedeute. Vorhin, inmitten all der leidenschaftlichen Glut, der berauschenden Schönheit, die ihn umgab, waren Augen und Sinne trunken gewesen, jetzt vermochte er sie sich nicht mehr vorzustellen, ohne zugleich an das häßliche Bild zu denken, das sie ihm heute gezeigt hatte.

Er zwang sich, den Gedanken daran los zu werden, er suchte sich ihr liebes Plaudern, ihre Herzlichkeit von

soeben zurückzurufen, aber zwischen alle seine Vorstellungen hindurch drängte sich ein brutaler, roher Gesichtsausdruck, und eine heisere, kreischende Stimme tönte immerfort in seinen Ohren. — — —

XII.

In den Briefen, die Lene von zu Hause erhielt, hatte ihr die Mutter schon verschiedene Male geschrieben, sie sollte doch gelegentlich zur Tante Guste rausgehen, Fruchtstraße zwölf, Hof drei Treppen. Die würde sich gewiß freuen, sie zu sehen, und sie selber sei auch neugierig, zu erfahren, wie es ihnen ginge. Wenn der Doktor — sie nannte Bernhard in ihren Briefen nie anders, als den Doktor — nicht mitkommen wollte, so solle sie eben allein gehen. Sie brauche ihm ja nicht alles auf die Nase zu binden. Es wäre ja ganz schön, wenn sie zusammen hingehen könnten, sie wären ein stattliches Paar und die Tante würde sich recht ärgern, aber wenn der Doktor nun einmal zu stolz sei und von der Verwandtschaft nichts wissen wolle, so sei das nicht zu ändern. Sie wenigstens solle sich dadurch nicht abhalten lassen. Sie möge sich nur recht fein

machen und ihr bestes Kleid anziehen, die Tante würde grün vor Ärger werden, wenn sie sie so sähe.

Und in jedem neuen Brief wiederholte sich die Frage, ob sie denn noch nicht dagewesen wäre?

In der ersten Zeit hatte Lene gar keine Lust verspürt, auf den Vorschlag der Mutter einzugehen. Dann dachte sie öfters daran, verschob aber die Ausführung von Woche zu Woche. Als die Zeit kam, wo sie sich mitunter etwas gelangweilt fühlte, wo sie Stimmungen beherrschten, über die sie sich nicht klar werden konnte, machte sie sich mit dem Gedanken vertrauter, einmal hinzugehn. Sie ließ in Bernhards Gegenwart ein Wort davon fallen, der aber wollte nichts davon wissen. Sie sagte nichts mehr, faßte aber den festen Entschluß, ohne ihn und gegen seinen Willen hinzugehn.

In der letzten Zeit war Bernhard viel beschäftigt und kam nicht mehr so oft mit ihr zusammen, wie früher.

Halbe Tage lang war sie allein.

Und ihre unzufriedene Stimmung wuchs immer mehr und mehr.

Diese entsetzliche Langeweile!

Früher hatte sie sich die Zeit mit Lesen vertrieben, oder sie hatte Wäsche gestickt für ihre Aussteuer,

Bernhard fing schon an, dies und jenes einzukaufen, oder gehäkelt, Tischdecken für ihre zukünftige Wohnung, oder Kissen gestickt . . . und die Zeit war ihr dabei so schnell vergangen, sie dachte an die Zukunft, wie sie sich einrichten wollte, wie dies Deckchen hierhin gehören sollte und jenes dorthin . . . und sie dachte an Bernhard und an ihr Glück und sie malte sich ihr Heim aus, so schön, so herrlich, so sonnig . . .

Aber das war jetzt vorbei! —

Eine Unruhe und Unzufriedenheit überkam sie, von der sie sich nicht loszumachen vermochte.

Es war alles so langweilig, so entsetzlich langweilig, ihr fehlte jede Lust, irgend etwas vorzunehmen, irgend etwas zu arbeiten. Ihre ganze Willenskraft erschlaffte in dem entnervenden Einerlei ihres Lebens, in dem sich Tag an Tag reihte, ohne daß etwas geschah, das sie aus dieser Stimmung der Unzufriedenheit und Energielosigkeit aufrüttelte.

Sie dachte gar nichts mehr, sie dachte nicht mehr an die Zukunft, nicht mehr an Bernhard . . . sie fand alles nur langweilig, so unerträglich langweilig . . .

So war sie auch eines Sonntags nachmittags allein. Sonst waren sie immer den ganzen Sonntag über zu-

sammen gewesen, heute hatte ihr Bernhard gesagt, daß er sie erst auf abend abholen könnte.

Vor wenigen Tagen hatte sie einen Brief von der Mutter empfangen, in dem diese schrieb, daß sie jetzt Tante Guste unbedingt aufsuchen müsse. Sie habe ihr mitgeteilt, daß Lene in Berlin sei, daß ihr Schwiegersohn, der Herr Doktor, wohl kaum mitkommen würde, da er zu sehr beschäftigt wäre, aber Lene würde sie nächstens bestimmt besuchen. Sie solle also so bald wie möglich hingehen, noch vielmals grüßen und einen ausführlichen Brief schreiben.

Und so entschloß sie sich denn, heute endlich den Besuch vorzunehmen.

Sie ließ sich nach der Fruchtstraße fahren, einer der zahlreichen Seitenstraßen der Großen Frankfurter, dort draußen am Schlesischen Bahnhof. Es war ein weiter Weg, und der elende Droschkenklepper humpelte mit unerträglicher Schwerfälligkeit über das Pflaster. Sie war noch niemals in diese Gegend gekommen. Nach den Beschreibungen, die sie mitunter in Romanen oder sonstwo von diesem östlichen Teile Berlins gelesen hatte, mußte es hier ganz schauerlich sein. Und sie wunderte sich, als sie alles so reinlich und wohnlich fand. Keine großen, palastartigen Bauten, wie in ihrem

Viertel, aber doch immerhin hohe, stattliche Häuser, wenn auch einfach und etwas düster ausschauend.

Vor der bezeichneten Nummer in der Fruchtstraße hielt die Droschke. Lene schritt durch den Thorweg nach dem Hinterhause. Dieses gewährte schon einen weniger freundlichen Anblick mit seiner kahlen, schmutzigen Front und den niedrigen Fenstern. Es war das erste Mal seit ihrer Anwesenheit in Berlin, daß sie ein solches Hinterhaus betrat, und sie fühlte sich lebhaft an die elterliche Wohnung in Leipzig erinnert. Auf dem Hofe spielte ein Leierkasten, und mehr als ein halbes Dutzend Kinder tanzten nach der Melodie auf dem Boden aus roten Ziegelsteinen herum, während einige Mütter und Väter, die letzteren zumeist in Hemdsärmeln und die Sonntagszigarre im Munde, aus dem Fenster schauten.

Lene blieb stehen und sah dem für sie neuen und interessanten Schauspiel zu. Und sie bewunderte die geschickten Bewegungen der Kleinen beim Tanzen, namentlich der Mädchen, von denen sich manche, trotzdem sie kaum acht Jahre alt sein mochten, vollkommen sicher nach den Klängen des Walzers drehten.

Als der Musikant seine Stücke abgespielt hatte, warf er einen vielsagenden Blick zu den Festern hinauf.

Und nun flogen allerhand kleine Geldstücke, in Papier gewickelt, auf den Hof. Die Kinder halfen sammeln und reichten die Papierpäckchen dem „Leierkastenmann" zu, der sie auf ihren Inhalt prüfte und dessen Augen freudig strahlten, wenn sich zwischen das Kupfer einmal ein Nickelfünfer verirrt hatte. Unter den Gaben befand sich auch ein größeres Päckchen, das einen Salzkuchen, mit Butter geschmiert, enthielt, jenes in Berlin einheimische Gebäck, das der Volksmund mit dem Namen „Schusterjungen" getauft hat. Der Mann nickte dankend nach oben und fing an lebhaft zu kauen. Und als eines der Kinder sagte: „Na, nu jeb'n Se aber man noch eens zu," ließ er sich auch dazu herbei und entlockte seinem Instrument von neuem Töne, für die nur der geborene Berliner Verständnis und Gefühl besitzt.

Dann klappte er den Untersetzer zusammen, breitete eine Wachsdecke über den teuren Kasten und ging fort, das Instrument auf dem Rücken, den Untersetzer in der linken Hand, um auch den nächsten Hof mit seinen musikalischen Genüssen zu beglücken.

Jetzt wandte sich auch Lene zum Gehen. Sie rief eines der Mädchen heran und fragte:

„Nicht wahr Kleine, hier oben wohnen doch Bergelt's?"

„Jawohl, drei Treppen," war die Antwort. „Der kleene Bergelt ist ja hier."

Und das Mädchen rief einen blondhaarigen, etwa neunjährigen Jungen heran.

„Hier das Fräulein will zu euch!"

Der Junge sah Lene einen Augenblick glotzend an. Dann sagte er:

„Na, da komm'n Se man mit."

Und immer zwei Stufen auf einmal nehmend, sprang er die Treppen hinauf, oben jedesmal wartend, bis Lene nachgekommen war.

Dann klinkte er eine Thür auf und verschwand, Lene draußen stehend lassend.

Sie konnte seine Stimme hören.

„Mutter," rief er laut, „komm mal raus, 'n Fräulein ist da."

Eine Frau erschien in der Thüre. Es mußte die Tante sein. Sie war viel größer und stärker, als Lenes Mutter, aber eine gewisse Ähnlichkeit war doch vorhanden.

Lene nannte ihren Namen.

„Wie, Lene, nee so wat!" rief die Frau aus und

blickte erstaunt auf. Dann machte sie eine Bewegung, als ob sie Lene umarmen wollte. Sie begnügte sich aber damit, ihr die Hand zu reichen, indem sie mehrmals wiederholte:

„Nee, so wat, so wat!"

„Nanu, wat is denn los!" ertönte eine Stimme aus dem Innern der Stube, und ein Mann erschien auf der Thürschwelle.

„Nee, so'ne Überraschung, Oller", meinte die Tante, „die Lene aus Leipzig —"

„So? Doch noch? Na, das is hübsch", sagte der Mann, indem er auf Lene zutrat und ihr die Hand schüttelte. „Aber nu komm mal rin, 'n bisken näher an die Lampe, damit man Dir ordentlich bekieken kann."

Lene trat in das Wohnzimmer, wo außer dem Jungen, der sie die Treppe hinaufgeführt hate, noch zwei Mädchen von vierzehn und sechszehn Jahren anwesend waren, die ihr als Cousine Bertha und Cousine Liese vorgestellt wurden, und die Lene mit demselben ungenierten Erstaunen ansahen, wie Vater und Mutter.

„Nee, hast Du Dir aber rausjemacht", meinte die Tante, „und so'n feines Kleid. Was kostet 'n davon der Meter?"

Lene fühlte sich durch die Art des Empfangs anfänglich peinlich berührt. Der ungewohnte Ton, die dürftige Umgebung, die dumpfe, stockige Luft in dem Zimmer, trotz des offenstehenden Fensters, alles das berührte sie eigenartig. Aber sie gewöhnte sich schnell an die neue Umgebung.

Und als sie eine Viertelstunde später alle an dem großen viereckigen Tisch saßen und Kaffee tranken, lebhaft plaudernd, war all das anfängliche Befremden bei Lene vollständig geschwunden, und sie biß mit großem Appetit in die Dreierschnecken, die Liese vom Bäcker hatte holen müssen. Die dicke Luft um sie her legte sich beruhigend auf ihre Nerven, die innere Überreizung, die durch die Unruhe und Unzufriedenheit in den letzten Wochen in ihr entstanden war, war mit einemmale fort. Die ganze Umgebung hatte so etwas anheimelndes an sich, alte Erinnerungen an das Elternhaus wurden in Lene wach. Und ihr Leben in Leipzig stand wieder deutlich vor ihren Augen. Sie fühlte sich so wohl in dieser lange entbehrten Beschränkung, in dem einfachen Zimmer mit seinen alten, derben Möbeln, seinem großen, eckigen Familientisch, mit den Spinneweben an der Decke und dem farblosen, abgescheuerten Fußboden, der durch keinen Teppich geschützt

war. Und es war fast, als ob ein Gefühl des Bedauerns in ihr aufstieg über das reine, weiße Tischtuch, das heute erst aufgelegt war, und das noch keinen einzigen Fleck zeigte. Und sie vermochte kaum die sie anwandelnde Lust zu bezwingen, die Tasse umzuwerfen und das Tuch zu beschmutzen.

Und die Zeit verflog wie im Traume und es wurde Abend.

Lene mußte fort.

„Schade nur", meinte die Tante, als sie Lene zum Abschied die Hand gab, „daß Du unsre Emilie nicht angetroffen hast. Sonntags ist sie aber immer mit ihrem Bräutigam aus. Na, aber sie kann ja mal zu Dir kommen, seitdem sie nicht mehr im Geschäft ist, hat sie ja Zeit."

Lene sagte, daß sie nur kommen sollte.

Dann ging sie, mit dem Versprechen und dem Vorsatz, möglichst bald wiederzukommen. —

Bernhard erfuhr von dem Besuche nichts.

Als er eines Nachmittags in ihr Zimmer trat, um sie zu einem Spaziergang abzuholen, fand er ein Mädchen, das ihm Lene mit den Worten „Fräulein Emilie Bergelt, meine Cousine," vorstellte.

Bernhard sah erstaunt auf, und er vermochte

seinen Unwillen nur schwer zu verbergen, als die Cousine sofort mit großer Geschwätzigkeit begann, daß Lene sie leider bei ihrem Besuche am letzten Sonntag nicht angetroffen habe und daß sie deshalb gekommen sei, um Lene zu besuchen.

Lene machte also hinter seinem Rücken Besuche bei ihren Verwandten! Und sie wußte, wie sehr er dagegen war. Er begriff nicht, wie sie danach verlangen konnte, eine Verwandtschaft kennen zu lernen, die in denselben beschränkten Verhältnissen lebte, wie ihre eigne Familie. Und sie war doch so froh gewesen, als er sie aus dieser Beschränktheit befreit hatte.

Und ein Blick auf die Cousine genügte ihm, um seine Abneigung gegen diese verwandtschaftlichen Beziehungen noch zu verstärken.

Eine hochgewachsene, dürre Gestalt in einem hellgrünen Kleide, das durch allerlei Flitterkram aufgeputzt war, ein Paar graue, freche Augen, eine stark hervortretende Nase, die niedrige Stirn fast ganz von Ponnyfransen bedeckt, die bleichen Wangen mit roter Schminke bemalt — der richtige Straßendirnentypus ohne die verfeinerte Eleganz des besseren Kokottentums, das die Frechheit der Gesinnung wenigstens hinter der Maske äußerer Noblesse verbirgt.

Er ließ es deutlich merken, wie wenig ihm an ihrer Gegenwart lag, er war einsilbig bis zur Unhöflichkeit, und es dauerte auch nicht lange, so entfernte sich Fräulein Emilie, ziemlich pikiert Abschied nehmend.

Als sie allein waren, machte er ihr Vorwürfe über ihre Handlungsweise. Sie verteidigte sich mit großer Heftigkeit, und das erste Mal, seidem sie sich kannten, gingen sie in Unfrieden von einander.

Und es kamen Tage für Bernhard, wo ernste Zweifel an seinem Glück in ihm aufstiegen. Er mußte sich gestehen, daß ihn das Verhältnis zu Lene nicht mehr so zu befriedigen vermochte, wie früher. Aber er wußte sich keinen Aufschluß über die Ursachen dieser Erscheinungen zu geben.

Er begriff sich zuweilen selber nicht. Was wollte er nur? Lene war ganz das Weib, das er sich früher gewünscht hatte. Feurig, pikant, prickelnd, zuweilen etwas über den Strang schlagend, mit einer flotten Unverfrorenheit und jener reizenden, unbewußten Koketterie, die er am Weibe so liebte . . . Und nun erschien mitunter das überwundene Ideal seiner Jugendjahre vor ihm, das blonde Gretchen mit dem echten

deutschen Stumpfnäschen und der blauäugigen Nichtssagendheit . . .

Und dann gab es wieder Stunden, wo er mit Lene vollkommen glücklich war und er sich Vorwürfe machte, daß jemals Zweifel in ihm hatten aufkommen können. —

Als Bernhard eines Abends, nachdem er wieder ein paar frohe Stunden mit Lene verlebt hatte, nach Hause kam, fand er ein Telegramm vor. Er öffnete es hastig und las:

Mama sehr krank. Wenn irgend möglich, kommen. Schlaganfall.

Tante Clara.

Seine Mutter krank!

Die Nachricht wirkte betäubend auf ihn. Er mußte auf alles gefaßt sein, er wußte, daß man ohne ernstlichen Grund kein derartiges Telegramm abgeschickt haben würde.

Die ganze große, tiefe Liebe, die er von jeher für seine Mutter gefühlt hatte, ward ihm in diesem Augenblick deutlicher als je. Es kam ihm fast vor, als ob er seine Mutter ein wenig vernachlässigt hätte, seitdem er Lene kennen gelernt hatte. Und eine gewaltige Sehnsucht ergriff ihn, sie zu sehen.

Der nächste Schnellzug ging morgen früh. Er machte sich sofort daran, in eine kleine Handtasche das Nötigste zu packen.

Dann schrieb er schnell in kurzen, flüchtigen Sätzen ein paar Zeilen an Lene, in denen er sie von seiner Abreise benachrichtigte.

Seine Wirtin war glücklicherweise noch auf, er konnte ihr den Brief zur Besorgung übergeben.

Einen Augenblick lang hatte er daran gedacht, Lene mitzunehmen. Dann gab er den Gedanken wieder auf. Vielleicht war es doch nicht so schlimm, und seine Mutter konnte Lene später kennen lernen, wenn alles wieder gut war.

Und wenn die beiden sich niemals sehen sollten, wenn seine Mutter . . .

Es war besser, sie blieb hier. Sie würde ihn ja doch nicht verstehen können in seinem Schmerze.

XIII.

Unter den Personen, die auf dem unfreundlichen Perron des Bayrischen Bahnhofs in Leipzig die Ankunft des Münchener Schnellzugs erwarteten, befand sich auch der Referendar Willy Werner. Mit langsamen Schritten, blasiert in Gesicht und Haltung, schritt er den Bahnsteig auf und ab, die wenigen Reisenden, die gleich ihm warteten, mit kritischem Auge musternd. Zwei ältere, korpulente Damen, ein paar dürre Engländerinnen, die den gefährlichsten Roué zur Ablegung des Keuschheitsgelübdes begeistern konnten, einige Geschäftsreisende mit ihren unheimlichen Musterkoffern und ein halbes Dutzend Schützen, deren fideler Stimmung man es anmerkte, daß sie sich um jeden Preis in der Reichshauptstadt zu amüsieren gedachten, trotzdem das große Bundesschießen bereits vor zwei Tagen seinen Anfang genommen hatte. Daneben noch vier oder fünf einzelne Herren.

Das war alles.

„Nicht ein einziges junges Mädchen, für's Herz reineweg gar nichts", brummte Werner ärgerlich vor sich hin, „das wird 'ne nette Fahrt nach Berlin werden."

Und gerade jetzt brauchte er etwas für's Herz.

Zugleich mit dem erbetenen vierwöchentlichen Urlaub hatte er die Nachricht erhalten, daß er nach Waldheim versetzt sei. Trotzdem er von Anfang an darauf vorbereitet war, nach kurzer Thätigkeit in Leipzig an irgend ein kleineres Amtsgericht versetzt zu werden, berührte ihn die Nachricht doch unangenehm. Er hatte sich so an Leipzig, wo er den größeren Teil seiner Studienzeit zugebracht hatte, gewöhnt, daß er sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen konnte, das lustige Leben in der Universitätsstadt aufzugeben und einen solideren Menschen anzuziehen, wie es die gute Sitte der braven Waldheimer von einem königlich sächsischen Referendarius heischte.

Deshalb wollte er wenigstens noch die vier Wochen seines Urlaubs recht ausnutzen, um ein paar angenehme Erinnerungen in seine Waldheimer Einsiedelei mit hinüber nehmen zu können. Vorläufig gedachte er sich ein paar Tage in Berlin aufzuhalten, wo ge-

rade das große deutsche Bundesschießen abgehalten wurde. Er kannte Berlin noch wenig. Er hatte zwar sein zweites Semester dort studiert, vom Amüsieren und Herumabenteuern war aber damals noch nicht die Rede gewesen. Er hatte thatsächlich studiert, war wirklich ins Colleg gelaufen, und hatte Weiber Weiber sein lassen. Und wenn er einmal den Versuch machte, ein kleines Verhältnis anzubändeln, so scheiterte der Versuch an seiner Unbeholfenheit.

Gott, wie unschuldsvoll er doch früher gewesen war, er mußte lächeln, wenn er daran dachte. Wie erhaben kam er sich dagegen jetzt vor mit seiner Erfahrung und Routine in derlei Affairen. Man brauchte ja nicht hübsch zu sein, er wußte ganz gut, daß er es nicht war, es kam eben nur auf das gewisse imponierende Etwas an, womit es galt, dem schönen Geschlecht entgegenzutreten.

Und in dem erhabenen Bewußtsein, dieses imponierende, unwiderstehliche Etwas in sich und an sich zu haben, begann er mit schnellen Schritten die Wagenreihe des eben in die Halle brausenden Zuges abzulaufen, um für sich ein möglichst bequemes und zugleich pikantes Plätzchen zu erobern. Viel Zeit zum Wählen blieb ihm nicht. Der Zug war mit bedeu-

tender Verspätung angekommen und die Schaffner drängten zum Einsteigen. In dem einen Coupee zweiter Klasse bemerkte er einen niedlichen blonden Lockenkopf. Einen Augenblick später saß er auch schon in der gegenüberliegenden Ecke des Waggons.

Der Zug setzte sich in Bewegung und er hatte nun Muße, sich seine Reisegefährten etwas näher anzusehen. Ihm schräg gegenüber saß ein Artillerieoffizier, dem man es sofort ansah, daß er nicht alle Tage in der Uniform herumzuparadieren gewohnt war, und der den ganz gewöhnlichen Krautjunker im zivilen Zustande nicht verleugnete. In der Mitte des Sitzes thronte eine ältere Dame, deren Äußeres durch einen ziemlich starken Flaum auf der Oberlippe etwas imponierendes bekam. Mitten auf ihrer Stirn, in schönster Symmetrie zu der Augen- und Nasenlinie saß eine stark hervortretende große, schwarze Warze. Werner vermochte keinen Blick nach dem jungen Mädchen, das, wie er bald merkte, zu der älteren Dame in keiner Beziehung stand, zu werfen, ohne daß sein Auge nicht auch die große schwarze Warze streifte. Sie war sein Verhängnis geworden. Wenn er den Blick auch abwenden wollte — der schwarze Punkt zog ihn wie mit magischer Gewalt an. Er tanzte vor seinen Blicken hin

und her, tanzte hinüber zu dem jungen blonden Lockenkopf und setzte sich mitten auf der Stirn des jungen Mädchens fest.

Es war zum Verrücktwerden!

Werner fing gerade an, sich zu ärgern, als das junge Mädchen aufstand, eine kleine Reisetasche aus dem Netzwerk herausnestelte, ihren Mantel zuknöpfte und alle Anstalten traf, den Zug zu verlassen, der gleich darauf in den Berliner Bahnhof einfuhr.

Werner hatte ihr mit Erstaunen und Ärger zugesehen. An die Möglichkeit, daß sie am Berliner Bahnhof aussteigen könnte, hatte er nicht gedacht.

Und mit großem Unbehagen sah er zu, wie sie das Coupee verließ und von einem jungen Manne begrüßt wurde, der, nach der Innigkeit der Umarmung zu schließen, sicherlich nicht ihr Bruder war.

Statt ihrer stieg ein dicker Bäckermeister, den er vom Ansehen kannte, mit seiner nicht minder beleibten Ehehälfte ein, die den noch verfügbaren Platz für sich und ihre Koffer und Schachteln aufbrauchten.

Dann ging es wieder weiter.

Werner begann innerlich zu fluchen.

Draußen die langweilige, öde Gegend, die für das Auge gar nichts bot, gegenüber die flaumbärtige Dame

mit der unheimlichen Warze auf der Stirn, die ihn nicht losließ.

Und das sollte fast drei Stunden lang so fortgehen!

Er zog das Leipziger Tageblatt hervor, das er sich eingesteckt hatte und versuchte zu lesen. Aber das Tageblatt war heute einmal wieder besonders langweilig und trocken und selbst für die bescheidenen Bedürfnisse einer Eisenbahnlektüre unzureichend. Und mißmutig lehnte er sich in seine Ecke zurück.

In Delitzsch stieg ein zweiter Reserveoffizier ein, für den das Bäckermeistersehepaar durch anderweitige Unterbringung seiner sieben Sachen schleunigst Platz machen mußte. Er stellte sich seinem Kameraden als Oberförster Soundso aus Dingsda vor, und zwischen beiden Herren entspann sich nun ein Gespräch, das sich zumeist um weidmännische Dinge drehte und um die Freuden, die ihnen während ihrer achtwöchigen Schießübung in Jüterbogk bevorstanden, und das Werner ebenso sehr langweilte, wie das Stillschweigen von vorhin.

An ihrem Ziele stiegen die beiden Offiziere aus, und nun ging es in ununterbrochener, endloser Langenweile fort, bis der Zug pünktlich um halb zwölf Uhr

in die Halle des Anhalter Bahnhofs in Berlin einfuhr.

Werner nahm eine Droschke und ließ sich nach der Körnerstraße fahren. Bernhard hatte ihm in der Zwischenzeit zweimal geschrieben. Im ersten Briefe schwärmte er noch in voller Überschwänglichkeit von seinem Glücke, der Ton des zweiten Briefes war schon bedeutend kühler gewesen. Bernhard schrieb nicht mehr mit einer solchen zuversichtlichen Siegesfreudigkeit von seiner Liebe, man las es zwischen den Zeilen heraus, daß er selber an Lene und an der Zukunft zu zweifeln anfing. Werner war sehr begierig, näheres von Bernhard zu erfahren und sich persönlich von der Entwickelung des sonderbaren Verhältnisses zu überzeugen, an dessen Gedeihen er von Anfang an gezweifelt hatte.

Zu seinem großen Ärger mußte er nun erfahren, daß Bernhard verreist sei.

Es galt also, sich auf eigne Faust so gut wie möglich zu amüsieren. Vorläufig konnte von einem Amüsieren allerdings noch nicht die Rede sein. Die Sonne warf brennende Strahlen auf das Pflaster, so daß alle Unternehmungslust ermattete.

Werner fühlte das Bedürfnis nach Ruhe. Er sah sich deshalb zunächst nach einer Privatwohnung um,

an denen kein Mangel war. Er war zu müde, um lange herumzusuchen, er nahm deshalb die erste beste, trotz des unverschämt hohen Preises, den man dafür verlangte. Das Sopha war bequem und das Bett gut und breit genug. Und das war ja die Hauptsache.

Am Nachmittag fuhr er nach dem im Norden der Stadt bei Pankow gelegenen Schießplatz hinaus.

Wieder eine Enttäuschung.

Den großen, ungeheuren Platz füllte eine dichtgedrängte Menge, die sich mit gelangweilten Gesichtern an einander vorüberschob. An den Seiten ein Bierpavillon an dem andern. Hier Sedlmayr, dort Schultheiß, hier gedeckte Tafeln, dort rohgezimmerte Tische und Bänke, hier befrackte Kellner, dort echt importierte Münchner Heben — für alle Bedürfnisse war Sorge getragen. Über den Platz hin verstreut dann zahlreiche Buden, wo man für zehn Pfennig Entree und für nochmalige zehn Pfennig Extraentree die wunderbarsten Dinge erschauen konnte. Derselbe Humbug, den er bereits von der Leipziger Messe her kannte. Da war wieder die berühmte Dame ohne Unterleib, da das elektrische Bett und dort — ja, wahrhaftig, dort stand Cora, die Schlangenkönigin, die mit so liebenswürdiger Grazie sich die Boa konstriktor um den nackten Hals

zu legen verstand, und für die er vor zwei oder drei Jahren in Leipzig selber geschwärmt hatte. Gott, wie sah das Weib jetzt heruntergekommen aus!

Er wandte sich weg und schritt mißmutig weiter.

Es war auch gar nichts los, rein gar nichts. Alles so plump und gewöhnlich, nirgends etwas elegantes, pikant prickelndes, nicht ein einziges interessantes Gesicht. Alles niederer Mittelstand, die richtigen Berliner Weißbierfamilien.

Da schien es in der Stadt doch amüsanter zu sein.

Und Werner fuhr mit dem nächsten Pferdebahnwagen wieder zurück.

In der Friedrichstraße wurde ihm wieder wohl. Hier atmete und pulste das weltstädtische Leben, wie es Werner liebte. Die Dämmerung war mittlerweile hereingebrochen, die drückende Hitze hatte einer angenehmen Wärme Platz gemacht, der Abend lud so recht ein zu Genuß und Vergnügen.

Überall ausgelassene Fröhlichkeit.

Die bunte Menge der Schützenbrüder, die froh waren, ihrer beengenden Häuslichkeit auf einige Tage entflohen zu sein, jeder mit einem Schätzchen am Arm, das ihm die Zeit seines Aufenthaltes versüßen sollte, mancher wohl auch gleich mit zweien, die ihn von

beiden Seiten derartig mit Beschlag belegten, daß es zweifelhaft war, ob man ihn beneiden oder bemitleiden sollte.

Und sie waren in diesen Tagen zahlreich nach Berlin geeilt von nah und fern, um sich in die Herzen der liebesdurstigen Schützenbrüder einzunisten. Selbst die alte, abgediente Garde der Reichshauptstadt hatte sich noch einmal aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln ans Tageslicht gewagt, in der Hoffnung, den einen oder andern braven Krähwinkler mit ihren zweifelhaften Reizen zu ködern.

Das Treiben um ihn her belustigte Werner ungemein. Immer wieder ging er die Strecke vom Bahnhofe Friedrichstraße bis zum Café National auf und ab, stets beobachtend und stets von neuem interessantes entdeckend.

Es war inzwischen acht Uhr geworden. Die Laternen wurden angezündet und der Strom des elektrischen Lichtes ergoß sich über die Straße.

Als Werner zum so und so vielten Male am Café Bauer vorüberging und wieder in die Friedrichstraße einbog, bemerkte er vor sich eine Dame, die ihm bekannt vorkam. Wo hatte er diesen merkwürdigen, aristokratisch stolzen, und doch wieder etwas ins Demimondenhafte

hinübertänzelnden Gang nur schon gesehen? Jetzt bog sie den Kopf ein wenig zur Seite, er vermochte ihr Profil ziemlich deutlich zu erkennen.

War das nicht Lene?

Er ging etwas schneller, um näher an sie heranzukommen. Dicht hinter ihr gingen zwei Schützen. Werner wurde Zeuge ihres Gesprächs.

„Nun, was meinst Du?" sagte der eine, „wollen wir ran?"

„Hm", grunzte der andere im tiefsten Baß, „ich glaube, das ist gar keine."

„I wo, was jetzt hier so alleine rumläuft, ist alles nichts reelles. Die Sache woll'n wir schon deichseln," versetzte der erste.

Er ging einen Schritt vor, so daß er dicht an ihre Seite kam, lächelte ihr mit seinem breiten, jovialen Gesicht freundlich zu und sagte dann: „Na, Kleine, wie wär's denn?" —

Lene lag noch im Bette, als ihr der Brief Bernhards überbracht wurde. Sie öffnete hastig das Kuvert und überflog die wenigen Zeilen. Seine Mutter war krank. Hm . . . Sie wußte wie er seine Mutter liebte, es war natürlich, daß er alles im Stiche ließ, um sofort zu ihr zu eilen. Aber dennoch konnte sie nicht

hindern, daß sie die Nachricht arg verstimmte. Bernhard war gestern ausnahmsweise liebenswürdig gewesen, und hatte sich ihren Ideen und Wünschen zugänglicher gezeigt als sonst. Gerade der heutige Tag versprach besonders lustig zu werden. Nun, es war wieder nichts und sie hatte sich so darauf gefreut. Zudem ärgerte sie der kurze, telegrammartige Ton, in dem Bernhard sein Schreiben abgefaßt hatte. Mit Bleistift ein paar Worte auf das erste beste Stück Papier gekritzelt. . . . Etwas liebevoller hätte er gewiß schreiben können. So schlimm würde es schon mit seiner Mutter nicht stehen. . . . Sie, die niemals Elternliebe gekannt hatte, vermochte sich nicht in den Gemütszustand hineinzuversetzen, in dem sich Bernhard beim Schreiben des Briefes befunden hatte, und ein Gefühl von Eifersucht und verletzter Eitelkeit kam in ihr auf. Nun, sie wenigstens wollte sich den Tag dadurch nicht verleiden. Sie konnte sich ja auch allein amüsieren, vielleicht besser, als mit ihm. Sie war dann wenigstens vor seinen unerträglichen Moralpredigten sicher, mit denen er sie doch nicht verschont hätte. Es kam sogar eine gewisse freudige Stimmung in ihr auf, je mehr sie sich mit dem Gedanken vertraut machte. Sie empfand ihr Verhältnis zu Bernhard mit einem Male sogar als etwas lästiges,

beengendes, wie eine Klammer, die sich um sie festzwängte, sie zur Sklavin seines Willens machte und sie aller Freiheit beraubte. Sie begriff nicht, daß sie das nicht schon früher eingesehen hatte und sie wunderte sich, wie sie, die von jeher an eine zügellose Ungebundenheit gewohnt war, diese Fesseln so lange ruhig ertragen konnte. Wo war denn ihre frühere Ungebundenheit geblieben? Und der Gedanke an ihre Unfreiheit erfüllte sie mit Scham und Erbitterung. Und in dieser Erbitterung wurde sie ungerecht gegen Bernhard, auf ihn übertrug sie ihren ganzen Groll, er war an allem schuld. Sie wollte nicht länger das gefügige Werkzeug seiner Launen sein, das sollte jetzt anders werden, heute noch, sofort . . .

Sie erinnerte sich der Zeit in Leipzig, ehe sie Bernhard kennen gelernt hatte. Das waren noch andere Tage gewesen, damals hatte sie thun und lassen können, was ihr beliebte. Und eine unwiderstehliche Lust kam sie an, sich wieder einmal zu amüsieren, wie früher, frei, ungebunden, ungeniert, ganz sich ihrer Laune hingebend.

Gegen Abend ging sie fort. Haus- und Entreeschlüssel nahm sie mit sich. Ihrer Wirtin sagte sie,

daß sie mit ihrem Bräutigam ausginge und jedenfalls erst spät nach Hause kommen würde.

Es war ja nicht das erste Mal, daß sie allein fort ging, aber heute war ihr so eigenartig zu Mute, so ganz anders, wie sonst. Die Gewißheit, daß Bernhard weit weg sei und nicht an der nächsten Straßenecke plötzlich vor ihr auftauchen könne, hatte etwas beruhigendes für sie. Und doch ärgerte sie sich, daß dieses Gefühl der Sicherheit nur durch seine Abwesenheit in ihr aufkommen konnte. Sie kam sich vor, wie ein Schulmädchen, das durch das Fernsein des Lehrers zu einem losen Streiche veranlaßt wurde, den es in seiner Gegenwart niemals gewagt hätte.

Und die Erkenntnis, daß sie in ihrem Verhältnis mit Bernhard so schulmädchenhaft unselbständig war und in ihrer Freiheit beschränkt wurde, erfüllte sie mit einem wilden Trotz. Und mit stolz erhobenem Haupt und festem Schritt ging sie die Straßen entlang, das Treiben um sie her mit sicherem Blick beobachtend.

Von dem Umherlaufen war sie etwas müde geworden und sie beschloß, sich im Café Bauer ein wenig auszuruhen. Sie wunderte sich, daß sie der Portier, der sonst, wenn sie mit Bernhard kam, die Höflichkeit selber war, von oben bis unten ungeniert musterte,

bevor er ihr — zögernd, wie sie wahrzunehmen glaubte — die Thür öffnete.

Drinnen war alles gefüllt. Vorn beim Büffet war noch ein kleiner Tisch frei, an dem sie Platz nahm. Auch der Kellner sah sie mit mißtrauischen Blicken an, als sie sich eine Tasse Melange bestellte. Zwei Herren am Nebentisch fingen sofort an, sie in auffälliger Weise anzustarren.

Sie achtete nicht darauf, fühlte sich aber doch geniert und war froh, als sie erst wieder auf der Straße war. Doch die mißmutige Stimmung, das Gefühl des Unbefriedigtseins, wurde immer stärker in ihr. Es ärgerte sie, wenn ihr die Herren frech fragend ins Gesicht sahen. Mehrmals wurde sie auch angesprochen. Sie sah ein, daß es doch angenehmer sei, am Arme Bernhards durch das Gewühl zu gehen, als allein, so sehr sie sich auch in ihrem eigensinnigen Trotz gegen diese Einsicht sträubte.

Und plötzlich überkam sie eine heiße Sehnsucht nach der harmlosen, ausgelassenen Fröhlichkeit, die ihr seit ihrem Weggang aus Leipzig fremd geworden war. Sie dachte an jene übermütigen Abende in der Centralhalle, mit ihrer frischen, sprudelnden Ungebundenheit. Sie erinnerte sich auch des Abends, an dem sie Bern-

hard kennen gelernt hatte. Damals war er noch so ganz anders.

Nur noch ein einziger solcher Abend, so froh, berauschend, toll . . .

Da wurde sie schon wieder belästigt.

Sie war nahe daran, in Lachen auszubrechen, als sie das gutmütig dumme, feiste Gesicht unter dem grünen Schützenhute neben sich auftauchen sah und die Worte an ihr Ohr tönten: „Nun Kleine, wie wär's denn?"

Sie warf dem Sprecher einen verwunderten Blick zu und ging auf die andre Seite der Straße.

Jetzt hatte sie Werner deutlich erkannt.

In der nächsten Minute war er an ihrer Seite.

„Guten Abend, Fräulein Le — gnädiges Fräulein," verbesserte er sich.

Lene sah ihn einen Augenblick fragend an.

„Sie erinnern sich doch wohl meiner noch von Leipzig her," fuhr er fort, „mein Name ist Werner."

Ein freundliches Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Ach ja, Herr Werner," sagte sie, ihm die Hand reichend, „richtig, daß ich nicht gleich darauf kommen mußte. Sie kamen mir so bekannt vor, aber ich wußte nicht gleich . . . Was thun Sie denn hier in Berlin?"

Er antwortete, daß er sich nur zwei oder drei Tage aufhalten wollte. Dann erkundigte er sich danach, wann Bernhard zurückkehrte.

Sie wüßte es selber nicht genau. Er sei so plötzlich abgereist und hätte nichts bestimmtes hinterlassen.

Dann fingen sie an, über Leipzig zu sprechen. Lene fragte nach diesem und jenem.

Werner gab bereitwillig Auskunft, und unter lebhaftem Geplauder gingen sie weiter. Er hatte sie während des Gesprächs mehrmals gnädiges Fräulein angeredet.

„Aber bitte," wehrte sie, „lassen Sie doch das gnädige Fräulein bei Seite. Überall werde ich jetzt so betituliert. Anfangs machte es mir auch Spaß, aber nun ist mir's schon einerlei. Und aus Ihrem Munde klingt es fast wie eine Verspottung."

Werner wollte gegen diese Auffassung Einspruch erheben, aber sie unterbrach ihn.

„Jawohl, so klingt es. Sie wissen ja recht gut, daß ich keine Prinzessin bin. Sagen Sie doch einfach Fräulein Lene, wie Sie zuerst sagen wollten. Das höre ich am liebsten. Und Fritz ist ja nicht da, um eifersüchtig zu werden. Und Sie können sich das schon erlauben, wir sind ja alte Bekannte."

Werner hörte ihr mit Wohlgefallen zu.

Sie war wirklich allerliebst.

Er suchte sie über ihr Verhältnis zu Bernhard auszuforschen. Anfangs gab sie einsilbige Antworten, dann wurde sie gesprächiger, und durch allerlei geschickte Querfragen hatte er bald alles erfahren, was er zu wissen wünschte. Das Verhältnis war ein unleidliches, ein großer Teil der Schuld lag auf Bernhards Seite, er verstand Lene nicht zu nehmen, wie sie war. Es war begreiflich, daß sie ihn pedantisch und philisterhaft fand.

Werners Teilnahme that Lene wohl.

Sie wurde immer mitteilsamer, sie war froh, endlich einmal einen Menschen gefunden zu haben, der sie verstand, vor dem sie ihr Herz ausschütten konnte. Ihre Offenheit war unbegrenzt. Sie scheute sich nicht, ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen vor Werner bloß zu legen, Empfindungen, deren Ursachen und Triebfedern ihr selber unbekannt waren, über die sich Werner aber bald klar wurde.

Sie verschwieg auch nicht, daß sie heute mit dem Gedanken fortgegangen sei, allein ein wenig herumzubummeln.

„Eigentlich,“ fügte sie hinzu, „wollte ich mir zu-

sammen mit Fritz den Trubel ansehen. Ich hatte mich schon so auf den heutigen Abend gefreut, und nun muß er gerade verreisen."

„Wenn Sie mich als Ersatz annehmen wollen," entgegnete Werner, „ich werde mich bemühen, so viel wie möglich seine Stelle zu vertreten —"

„Aber doch ohne seine Rechte beanspruchen zu wollen," warf Lene lachend ein, „das wäre mir etwas zu gefährlich. Sonst nehme ich Ihren Vorschlag mit Dank an. So allein hier herumzulaufen ist wirklich kein Vergnügen. Die Berliner Herren sind von einer Unverfrorenheit — da ist ja Leipzig das reine Paradies dagegen."

Das Gedränge auf der Straße war groß. Sie wurden von allen Seiten angerannt und gestoßen.

„Wollen Sie mir nicht Ihren Arm geben?" fragte Werner, „es geht sich dann viel besser und wir können ungestörter plaudern."

Ohne ein Wort zu erwidern legte Lene ihren Arm in den seinen.

Dann gingen sie, immer vertraulicher plaudernd, weiter.

„Aber das viele Umherlaufen macht Appetit,"

meinte Lene, „wenn es Ihnen recht ist, gehen wir in irgend ein Restaurant.“

„Mit dem größten Vergnügen, ich habe ebenfalls noch nicht zu Abend gegessen. Aber die Bier-Restaurants werden jetzt alle überfüllt sein, an ein gemütliches Soupieren ist kaum zu denken. Vielleicht giebt es aber hier herum ein Weinrestaurant. Einen Augenblick ...“

Er trat auf einen in der Nähe stehenden Dienstmann zu, der ihm auf seine Frage nach einem naheliegenden Weinrestaurant mit lauschigen Nischen und dichten Portieren freundlich grinsend Auskunft gab.

Eine Viertelstunde später saßen sie in einer der modernen Wirtschaften, die sich wegen ihrer verschwiegenen Ecken und stillen Plätzchen in gewissen Kreisen großer Beliebtheit erfreuen, und an denen in Berlin kein Mangel ist.

Werner behandelte Lene mit ausgesuchtester Höflichkeit. Er wußte, daß dies seinen Eindruck auf sie nicht verfehlen würde. Er schickte den Kellner hinaus und war ihr selber beim Ablegen des leichten Sommermantels behülflich. Während sich Lene wohlig auf das rote Plüschsopha niederließ, nahm er ihr gegenüber auf einem Rohrstuhle Platz. Er sprach und benahm

sich wie ein guter, alter Bekannter, ohne sich aber sonst die geringste Vertraulichkeit zu erlauben.

Zu der Suppe und dem Kaviar tranken sie Burgunder. Dann bestellte er eine Flasche Heidsieck.

Der Spaß würde ihm zwar verdammt teuer kommen, rechnete er aus, aber es machte Eindruck auf Lene, das sah er, und das war die Hauptsache. Und so ein kleines, pikantes Abenteuer, wie es heute zu werden versprach, konnte man sich schon etwas kosten lassen.

Lene fühlte sich in einer zufriedenen Stimmung, wie schon seit langem nicht mehr. Sie dachte an die Zeit zurück, wo sie mit Fritz und Werner im Café Hartmann zusammen gewesen war, ihre Lebensweise in Leipzig mit all ihren damaligen Freuden und Leiden trat ihr wieder lebhaft vor Augen, und der Gedanke, der ihr schon so oft in der letzten Zeit gekommen war, daß sie in Leipzig trotz all der Beschränkungen glücklicher gewesen sei, als jetzt in ihrem vornehmen Nichtsthuerleben, wurde in diesem Augenblicke lebendiger in ihr als je.

Und die Sehnsucht nach der frohen Ungebundenheit von ehemals wurde stärker und stärker in ihr.

Draußen hörte man das vernehmliche Husten des Kellners, bevor er eintrat. Er stellte den Champagner

in den Kühler, nahm von Werner die weiteren Aufträge entgegen und entfernte sich dann geräuschlos, die Portiere wieder dicht hinter sich schließend.

Lene schlürfte mit Behagen den prickelnden Saft und Werner nötigte sie immer wieder, zu trinken.

Jetzt fing er auch an, etwas vertraulicher zu werden. Er begann seine pikanten Witze und Bemerkungen in die Unterhaltung einzuflechten, leise sondierend, wie weit er gehen könne. Und er fand, was er von Anfang an erwartet hatte, daß Lene auch mit gröberem Geschütz beschossen werden konnte und er sich nicht immer auf das Gebiet feiner Pikanterie zu beschränken brauchte. In ihrem Wesen bemerkte er fast keinen Unterschied gegen früher. Äußerlich etwas mehr Schliff, sie verstand mit Anstand zu essen, ihre Bewegungen waren abgerundeter, aber sonst war sie noch ganz die Lene, wie er sie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft gesehen hatte.

Sie hörte ihm mit innigem Wohlgefallen zu und machte gar nicht den Versuch, seiner immer deutlicher werdenden Unterhaltung zu wehren.

Aus seinen Worten strömte ihr ein eigenartiger Duft entgegen, den sie mit Behagen einsog, ein Duft, der sich dem ganzen kleinen Gemache mitzuteilen schien,

der sich prickelnd auf ihre Nerven legte und einen Reiz ausübte, der sie so bekannt anheimelte, den sie früher schon oft empfunden zu haben glaubte, wenn auch nicht so intensiv, so berauschend. Und sie gab sich seinem Genusse hin, wie dem von etwas lange Entbehrtem.

Und in ihrer eigentümlich erregten Stimmung, dem Hinuntertauchen ihrer Seele in den Schlamm der Vergangenheit, dämmerte das Bild Bernhards immer weiter von ihr weg, erblassend, farblos werdend, in ein Nichts verschwindend.

Und mit dem Bilde schwand auch der Gedanke an die Gegenwart, an das Leben der letzten Monate. Sie wollte, sie mußte alles das vergessen, um mit ihrem Denken und Empfinden ganz der Vergangenheit angehören zu können, die ihr jetzt so verlockend erschien und deren Freuden sie noch einmal bis zur Neige auskosten wollte.

Und ihre Gedanken verloren sich immer mehr in den Schlamm und Schmutz, tiefer und tiefer sich einwühlend, alles Reine erstickend. Sie sah nichts mehr, hörte nichts mehr wie die derben Witzeleien Werners, der jetzt dicht an ihre Seite gerückt war und mit seinen

kleinen aus dem fetten, bartlosen Gesicht hervorquellenden Augen lüstern zu ihr aufschaute.

Und sie war berückend schön in ihrer Erregtheit, das mußte sich Werner immer von neuem gestehen. Seine stürmische Leidenschaft riß ihn mit sich fort. Er dachte nicht mehr daran, daß es die Braut eines Freundes war, die neben ihm saß ... Ein Narr, wer in solchen Augenblicken darauf Rücksicht nahm! Nur keine Sentimentalität! Weib ist Weib ...

Das war so ein Abenteuer, das auch noch in Waldheim Anregung zu angenehmen Erinnerungen geben mußte.

Und seine brutalen grauen Augen leuchteten vor Vergnügen und Lust ...

Es war fast elf Uhr, als Werner mit Lene das Restaurant verließ.

Er rief eine Droschke heran.

„Bülowstraße," befahl er.

„Bülowstraße?" sagte Lene und sah ihn fragend an. „Da wohne ich nicht —"

„Aber ich," gab Werner ruhig zur Antwort, indem er den Arm um sie legte.

Sie erwiderte nichts.

Ein geheimnisvoller Schauer durchzitterte ihren

Körper. Sie dachte einen Augenblick an Bernhard, es war ihr, als ob sie aufspringen müßte, forteilen, aber sie hatte die Kraft nicht, sie lehnte sich in das Polster zurück, leise stöhnend, immer noch zitternd . . .

Sie fühlte sich so schwach, so kraftlos und ohnmächtig, wie noch nie in ihrem Leben.

Alles um sie her schwamm in einem Nebel . . .

Und sie drängte die Gedanken gewaltsam aus ihrem Hirn.

Sie wollte nichts denken, jetzt nicht . . .

Alles in ihr war nur noch ein Fühlen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Mittag fuhr Werner in einer Droschke zum Bahnhof, den Kopf tief in die Kissen gedrückt.

Es war ihm, als ob hinter jeder Straßenecke die Gestalt Bernhards auftauchen müßte.

Und dem mochte er jetzt nicht begegnen . . .

XIV.

In fliegender Eile jagte der Eisenbahnzug, der Bernhard seiner Heimat zuführte, dahin.

Seit dem Augenblick, wo er das Telegramm erhalten hatte, befand er sich in einer furchtbaren Aufregung. Die ganze Nacht über hatte er kein Auge zugethan, er zählte die Stunden, die ihm noch von dem Zeitpunkt trennten, wo der Zug abgehen sollte. Fast eine Stunde vor der Abfahrtszeit fand er sich bereits auf dem Bahnhof ein. . . . Nun saß er endlich in seinem Koupee, aber die Ungeduld wuchs von Minute zu Minute. Wie langsam der Zug dahinkroch — es war unerträglich! Er vermochte seine nervöse Unruhe kaum zu beherrschen, es war ihm, als ob er aus dem Zuge springen müßte, als ob ihn seine Füße schneller forttragen würden . . .

Vor allem der Aufenthalt auf den einzelnen Sta-

tionen, dieses immer Anhalten und immer Warten ... es war entsetzlich!

Und so sollte es sieben Stunden, volle sieben Stunden lang fortgehen!

Er gab sich alle Mühe, sich zur Ruhe zu zwingen. Aber dann kam ihm wieder der Gedanke, daß er vielleicht doch noch zu spät ankommen könnte, daß seine Mutter schon tot sei, vielleicht gerade jetzt im Sterben liege, ihre müde Hand verlangend nach ihm ausstreckend, mit ihrem letzten Seufzer seinen Namen nennend und er mußte hier sitzen, fern von ihr, und ruhig warten, warten, warten ...

Er fuhr sich wild mit der Hand an die Stirn, es war, als ob sein Kopf auseinanderbersten sollte.

Warten, warten, warten ...

Und sie schlichen dahin die Stunden, eine nach der andern, langsam und gleichmäßig und ihm immer entsetzlicher und qualvoller dünkend, je mehr er sich seinem Ziele näherte.

Endlich!!

Mit fieberhafter Hast durchrannte er die wohlbekannten Straßen, dem kleinen Hause zu, wo er geboren war, wo er seine unschuldige Kinderzeit verlebt und

wo das Herz, das so lange in treuer Liebe ihm entgegengeschlagen hatte, jetzt —

Was jetzt . . . ?

Wenn es schon gebrochen war, wenn er doch zu spät kam . . .

Und mit verschärfter Eile rannte er weiter, unbekümmert um die Leute um sich her, die ihm verwundert nachschauten.

Kurz vor dem Hause hielt ihn jemand an.

Bernhard sah auf. Es war der Arzt, der einzige im Städtchen.

Er kam gerade von seiner Mutter.

„Nun, wie ist's?" fragte Bernhard.

„Schlimm, sehr schlimm, ein Schlaganfall, gestern Nachmittag —"

„Lebt sie noch?" unterbrach ihn Bernhard hastig.

„Ja, aber . . ."

Bernhard hörte nicht weiter auf ihn.

Sie lebte noch!!

Eine ungeheure Last wälzte sich von seiner Seele — er kam also nicht zu spät.

Dann trat er hinein in das kleine dunkle Hinterzimmer, mit den verhängten Gardinen.

Da stand das Bett und da lag sie, bleich, matt,

schattenhaft. Ein Blick sagte ihm alles — er kam zu einer Sterbenden.

„Mutter!“ rief er aus und stürzte vor dem Bette nieder, sein Gesicht in ihrer Hand bergend.

Sie machte Anstrengung, sich ein wenig aufzurichten.

Aber es ging nicht.

Und liebkosend, als ob sie ihm Trost zusprechen wollte, fuhr sie ihm mit ihrer müden Hand durch die blonden Haare und über ihre Lippen kamen zitternd die Worte:

„Mein Junge, mein armer, lieber Junge ...“

Da vermochte er sich nicht länger zu beherrschen, die Thränen entströmten unaufhaltsam seinen Augen, und er weinte, krampfhaft, schluchzend, wie seit seinen Kinderjahren nicht mehr.

Und während er knieend dalag, das Gesicht auf den Bettrand gestützt, glitten ihre Finger immer wieder über sein Haar.

„Mein Junge, mein armer, lieber Junge ...“

Nach und nach wurde er ruhiger. Die nervöse Überreizung der letzten Stunden schwand.

Er rückte sich einen Stuhl an das Bett und so saß er da, ihre Hand in der seinen haltend. Ein ruhiges, zufriedenes, fast glückliches Lächeln spiegelte sich auf

ihrem Gesicht, als sie ihn so neben sich sitzen sah. Ihr Auge hing unverwandt an dem seinen. Ihr Atem ging stoßweise, ihre Brust hob und senkte sich immer ungleichmäßiger. Und er fühlte, wie die Hand, die in der seinen ruhte, kälter und kälter wurde, und wie sich ihr Blick immer schwerer, mühsamer zu ihm hinüberdrängte. Dann schien eine plötzliche Unruhe über sie zu kommen, sie sah ihn noch einmal an, ein letzter, leiser Druck ihrer Hand, dann sank sie in die Kissen zurück . . .

Bernhard sah die Leiche lange an.

Er wunderte sich, daß er jetzt keine Thränen fand. Auch kein Gefühl des Schmerzes kam in ihm auf. Er fühlte in diesem Augenblick eine wunderbare Ruhe in sich aufsteigen. Er dachte merkwürdig kühl und verständig. Er überlegte, was jetzt notwendig zu besorgen sei. Zuerst die Todtenfrau, dann zum Sterbeamt . . . o er wußte alles ganz genau, von damals her, als sein Vater starb.

Nun war auch sie tot, die einzige, für die er gelebt und gearbeitet . . . Wie sollte sie es bequem haben in ihrem Alter, wie hatte er ihr die bösen Tage vergessen machen wollen, die über sie nach dem Tode des Vaters hereingebrochen waren . . .

Nun war alles aus …

Jetzt hatte er niemanden mehr auf der weiten Welt, der ihn liebte und den er lieben konnte. Wenn er heute starb, kein Mensch würde ihm nachweinen.

Und eine wunderbare Ruhe kam plötzlich in ihm auf bei der Erkenntnis, daß er nun ganz allein dastehe, daß sein Tod keiner Menschenseele einen Schmerz zufügen würde.

Jetzt konnte er über sich verfügen und über sein Leben, ohne irgend welche Rücksichten nehmen zu müssen, jetzt war er frei, ganz frei.

Da zuckte er plötzlich zusammen.

Stand er denn so allein da auf der Welt, wie er dachte?

Lene! …

Der Gedanke an sie brachte ihn mit einem Male aus seiner apathischen Ruhe.

Wie hatte er sie nur so ganz und gar vergessen können? Sie liebte ihn ja noch. Und eine frische, belebende Wärme stieg in ihm auf und schmolz die Rinde hinweg, die sich vor sein Herz gekrustet hatte.

Und ein heißes Verlangen kam über ihn, sie jetzt an seiner Seite zu haben, gemeinsam mit ihr den Tod seiner Mutter zu beweinen.

Und er bedauerte, daß er seinen ursprünglichen Vorsatz, sie sofort mitzunehmen, nicht ausgeführt hatte.

Sie sollte nun nachkommen, um wenigstens zum Begräbnis da zu sein.

Als er gleich darauf das Haus verließ, um das zunächst Nötige zu erledigen, schickte er auch ein Telegramm an sie ab, in dem er ihr den Tod seiner Mutter anzeigte und sie bat, sofort nachzukommen. Sie solle ihm telegraphisch Nachricht geben, wann sie dort abreise.

Als er am nächsten Mittag keine Antwort erhalten hatte, telegraphierte er noch einmal. Das Begräbnis sei schon auf den folgenden Tag festgesetzt, sie müsse sofort abreisen.

Auch auf ein drittes Telegramm, das er noch am selben Nachmittag direkt an Lenes Wirtin adressierte, erhielt er keine Antwort.

Er hoffte immer noch, daß Lene in letzter Minute selber kommen würde, aber vergeblich.

Am Vormittag des zweiten Tages trug er seine Mutter allein zu Grabe.

Eine Stunde später saß er in dem Schnellzuge nach Berlin. Er hatte alles um sich her stehn und liegen lassen. Was kümmerte ihn der tote Kram?

In ein paar Tagen wollte er wiederkommen und alles in Ordnung bringen. Jetzt duldete es ihn keine Stunde länger hier.

Er zermartete seinen Kopf mit Grübeleien.

Was war nur geschehen? Weshalb erhielt er keine Antwort? Irgend etwas besonderes mußte vorgefallen sein. Aber was? Er sann hin und her, ohne eine Erklärung finden zu können.

Und er fühlte eine Angst in sich aufsteigen, die immer heftiger wurde, je mehr er nachdachte. Er hatte das Vorgefühl, daß ein neues Unglück über ihn hereinbrechen würde ... Aber was konnte es sein? Und er bedauerte immer wieder, daß er Lene nicht mitgenommen, sondern allein in Berlin zurückgelassen hatte. Gerade jetzt fühlte er so recht, wie sehr er sie liebte. Und er brannte vor Verlangen, sie wieder zu sehen, sie in seine Arme schließen zu können.

In Berlin angekommen, fuhr er sofort nach ihrer Wohnung.

Die Wirtin war glücklicherweise zu Hause.

„Ach Herr Doktor", rief sie aus, als sie ihn erkannte, „wie gut, daß Sie endlich da sind. Ich war schon so in Angst wegen Fräulein Helene, ich weiß gar nicht, was ich sagen und denken soll ..."

„Ist sie nicht hier? Wo ist sie denn?“ fragte Bernhard hastig.

„Ja, wenn ich das wüßte! Seit vorgestern Nachmittag ist sie fort und hat sich noch nicht wieder blicken lassen. Sie sagte, sie wäre mit Ihnen aus, als aber dann Ihr Telegramm ankam und ich sah, daß Sie verreist waren, und als auch Fräulein Helene die ganze Nacht nicht nach Hause kam und auch die folgende nicht . . . nun, Sie können sich denken, daß ich einfach ratlos war. Und Ihnen das mitzuteilen, hielt ich auch nicht für gut.“

„Hat sie denn gar nichts hinterlassen? Vielleicht einen Brief in ihrem Zimmer? Lassen Sie mich einmal nachsehn.“

Er eilte in Lenes Zimmer, aber es fand sich nichts vor.

Darauf begab er sich in seine Wohnung.

„Ist meine Braut hier gewesen?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Doktor, gestern zweimal und heute einmal.“

„Und hat sie nicht gesagt, wo sie hingeht, ob sie wiederkommen will oder sonst etwas?“ fragte Bernhard weiter.

„Nein; sie ist stets sofort wieder gegangen.“

Sie war also hier.

Bernhard hatte einen Augenblick lang geglaubt, sie hätte seine Abwesenheit benutzt, um nach Leipzig zu fahren.

Warum kam sie aber nicht nach Hause? Weshalb hatte sie verschwiegen, daß er verreist sei und gesagt, sie ginge mit ihm aus? Was war dabei ihre Absicht gewesen und vor allem, wo hatte sie die beiden Nächte über nur gesteckt?

Er legte sich die Fragen immer und immer wieder vor, überdachte noch einmal die letzten Tage, die letzten Stunden ihres Beisammenseins, ob er sich nicht mehr irgend einer Besonderheit, irgend eines Wortes erinnerte, das ihn auf die Spur helfen könnte, aber er fand nichts, um sich ihr rätselhaftes Verschwinden erklären zu können.

Er fragte seine Wirtin, ob ihr an Lene etwas besondres aufgefallen sei, als sie gestern und heute hier war.

Sie wäre allerdings merkwürdig erregt gewesen und ungeduldig, besonders heute, als er noch immer nicht gekommen sei.

„Und dann, das hätte ich bald vergessen“, fügte sie hinzu, „ist auch ein Herr dagewesen aus Leipzig,

wenige Stunden nach Ihrer Abreise. Er wollte am nächsten Tage noch mal nachfragen, hat sich aber nicht wieder sehen lassen."

Ob er seinen Namen nicht genannt hätte?

„Nein."

Wie er ausgesehen hätte? Ob sie sich noch darauf besinnen könnte?

„O ja, ganz gut. Wissen Sie, so'n ... na, wie soll ich sagen? Vielleicht einen Kopf kleiner, als Sie, ziemlich dick, schwarze, kurz geschnittene Haare, keinen Bart —"

„Es ist gut, danke", unterbrach sie Bernhard, „ich weiß jetzt, wer es war."

Er hatte sofort an Werner gedacht, jetzt bestand kein Zweifel mehr, daß er es gewesen war.

Und nun begann sich auch das Rätsel vor seinen Augen zu lichten. Eine fürchterliche Ahnung von der Wirklichkeit dämmerte in ihm auf, der Gedanke an Werner riß den Schleier, der bis dahin sein Erkenntnisvermögen getrübt hatte, mit brutaler Gewalt entzwei. Und so sehr sich auch sein Gefühl gegen das Erfassen der Wahrheit sträubte, je mehr er nachdachte, um so deutlicher wurde sie ihm.

Er weit weg, die beste Gelegenheit für Lene, ihren

angeborenen Hang nach Abenteuern zu befriedigen. In dieser Stimmung Zusammentreffen mit Werner, dessen Grundsätze er nur zu gut kannte, und dem er alles zutraute, stundenlanges Beisammensein, eine animierte Unterhaltung, gewürzt durch die pikante Sauce, die Lene so liebte und die Werner so gut zuzubereiten verstand, von Anfang an eine gewisse Vertraulichkeit, hervorgerufen durch ihre Bekanntschaft in Leipzig, gemeinsame Erinnerungen an jenen ersten Abend im Café Hartmann, dazu die raffinierte Art, wie Werner mit den Mädchen umzugehen verstand, auf der andern Seite Lene mit ihrer leidenschaftlichen Sinnlichkeit, die durch die gekünstelte Kälte, unter der er seine eigene Leidenschaft in letzter Zeit verborgen gehalten hatte, noch verschärft wurde ... es war alles so sonnenklar, so natürlich, so entschuldbar, und doch machte ihn die bloße Vorstellung, daß es so sein könne, halb wahnsinnig.

Und er klammerte sich verzweiflungsvoll an den Gedanken, daß es doch nicht so sei, wie ihm eine innere Stimme sagte, daß er sie wiedersehen würde, so, wie er sie verlassen hatte.

Wenn sie nur erst da wäre, wenn er sie nur erst wieder hätte ... das Warten mit dieser quälenden

Ungewißheit war unerträglich. Sie war gestern zweimal dagewesen, sie würde auch heute noch einmal wiederkommen, hoffte er.

Vorläufig hieß es nur warten, warten ...

Und so wartete er, die Uhr in der Hand, die Minuten zählend. Bei jedem Klingeln schreckte er empor und lauschte gespannt, um dann wieder enttäuscht in seinen Sessel zurückzusinken. Dann stellte er sich vor, daß sie gerade jetzt die Straße heraufkomme, jetzt das Haus betrete, die zwei Treppen hinauf ... und jetzt, jetzt ... er wartete gespannt auf das Klingelzeichen, aber alles blieb ruhig, wie zuvor.

Schließlich konnte er es in dem Zimmer nicht mehr aushalten.

Er stürmte hinunter, immer hin- und herlaufend, von einer Straßenecke zum andern.

Dann kam ihm der Gedanke, daß sie inzwischen in ihrer Wohnung sein könnte. Er eilte dorthin. Es war wieder nichts.

Und von neuem begann die Wanderung vor seinem Hause.

Einige Bewohner der benachbarten Häuser waren auf ihn aufmerksam geworden, sie beobachteten ihn von ihren Fenstern aus. Bernhard sah ihre lächelnden Ge-

sichter. Er achtete nicht darauf. Mochten sie denken, was sie wollten, was scheerte ihn das in diesem Augenblicke!

So wartete er lange, lange, immer unruhig hin- und herlaufend.

Plötzlich überfiel ihn eine große Mattigkeit. Er wunderte sich nicht darüber. Seit drei Tagen hatte er so gut wie gar nicht geschlafen. Und diese drei Tage über die fürchterliche Unruhe, das fortgesetzte Verharren in Ungewißheit, das Hin- und Herschwanken zwischen dieser und jener Möglichkeit ...

Er begab sich wieder nach oben und legte sich auf das Sopha. Aber er konnte keine rechte Ruhe finden. Sein Hirn wirbelte in tausend Gedanken, die ihn peinigten und jeden Schlaf verscheuchten.

So lag er lange da, halb wachend, halb träumend, vergeblich bemüht, die qualvollen Phantasiegebilde zu bannen.

Plötzlich fuhr er auf ... es hatte geklingelt.

Mit einem Satze war er an der Thür, atemlos lauschend, das Ohr dicht an die Thürspalte gedrückt.

Das Hämmern in seinem Kopfe hatte mit einem Male aufgehört, er vermochte wieder klar und ruhig

zu denken, nur sein Herz klopfte in gewaltigen Schlägen gegen seine Brust.

Diesmal mußte sie es sein!

Es wurde geöffnet.

Er erkannte ihre Stimme. Leise, schwerfällig, zögernd kamen die Worte von ihren Lippen.

„Ist ... mein ... Bräu ... ti ... gam ... jetzt da?"

Es klang gerade, als ob sie sich fürchtete, das Wort Bräutigam auszusprechen.

Dann kam sie den Korridor entlang auf seine Thür zu. Ihr Tritt war langsam, schleppend, man hörte so gar nichts mehr von der früheren Elasticität heraus.

Vor der Thür blieb sie einen Augenblick stehen.

Dann hörte Bernhard ein schüchternes Klopfen.

Es war ihr sonst niemals in den Sinn gekommen, vor dem Eintreten anzuklopfen.

Bernhard war von der Thür zurückgetreten.

Die Stimme, der Tritt, das Klopfen ... leise, schleppend, schüchtern ... das Herz wollte ihm springen vor Weh.

Nein, das war nicht mehr die Lene von früher, nicht mehr seine Lene, er brauchte sie gar nicht erst zu sehn, um die Wahrheit, die ganze, volle, fürchter-

liche Wahrheit, zu erkennen. Und die schier unerträgliche Ungewißheit der letzten Stunden erschien ihm Balsam im Vergleich mit der Marter, die jetzt sein Inneres durchwühlte.

Die Thür öffnete sich leise, Lene trat ein.

Bernhard lag in einem Sessel, das Gesicht in beide Hände bergend, die auf der Lehne des Sessels ruhten.

Er hörte wie die Thür aufging, hörte sie eintreten, jetzt stand sie da, still, wartend, er glaubte den Hauch ihrer schweratmenden Brust zu fühlen, es war ihm, als ob sie näher treten müsse, hin zu ihm ...

Aber sie rührte sich nicht vom Fleck. Wie erstarrt blieb sie an der Thür stehen, ihn fremd ansehend.

Eine Weile noch blieb er so liegen. Dann wandte er langsam den Kopf zur Seite.

„Lene!“

Er schnellte empor und stürzte auf sie zu.

Sie wich scheu einen Schritt zurück, als habe sie Furcht, er wolle sie schlagen.

Er ergriff sie mit beiden Händen und zog sie mit sich fort in das Dämmerlicht des Fensters.

Und wie der Blick des Verbrechers an dem Mund des Richters, der über Tod und Leben entscheidet, so hingen seine Augen an den ihren.

Lange starrte er ihr in das von einem seltsamen Rot bedeckte Gesicht.

Dann ließ er ihre Hände fahren. Stöhnend sank er in seinen Sessel zurück.

Lene blieb am Fenster stehen, unbeweglich die Straße hinabstarrend. Eine Ruhe und Gleichgültigkeit war über sie gekommen, die sie selber wunderte. Sie hatte sich den Augenblick, wo sie Bernhard wiedersehen würde, so ganz anders gedacht. Sie erwartete Vorwürfe, heftige Ausfälle der Wut und Verzweiflung, wohl gar Mißhandlungen ... seit gestern Mittag, wo sie sich von Werner getrennt, hatte sie sich auf diesen Augenblick vorbereitet und über die Mittel nachgesonnen, wie sie sich am besten vor ihm rechtfertigen könnte. Sie hatte sich vor dem Wiedersehn mit Bernhard gefürchtet und doch auch wieder die ganze Zeit über darnach verlangt mit unruhiger Sehnsucht, die nicht frei war von einer Art spannender Neugier. Und das Verlangen, ihn zu sehn, war immer größer geworden, und ihre Ungeduld kannte keine Grenzen mehr, als sie gestern und heute vergeblich nach ihm gefragt hatte. Nach Hause mochte sie nicht gehen, nachdem sie die ganze Nacht nicht dagewesen war. Es schien ihr unmöglich, ihrer Wirtin jetzt unter die Augen zu treten. Sie hatte

die alte Dame mit dem grauen Haar und den ehrwürdigen Locken an den Schläfen nie so recht leiden können. Die kalten, grauen Augen, die mit gouvernantenhafter Strenge in die Welt blickten, als ob hinter ihnen nie eine Leidenschaft geschlummert hätte, waren ihr unerträglich. Sie hatte es deshalb vorgezogen, die Nacht in einem Hotel zu verbringen.

Nun war der Augenblick endlich gekommen, wo sie Bernhard gegenüberstand. Sie hatte geglaubt, in Erregung zu geraten, aber die Ruhe und Ausgeglichenheit, die seit jener Nacht sich über ihr Wesen ausgebreitet hatte, war auch jetzt nicht von ihr gewichen.

So stand sie denn da, stumm und bewegungslos, geduldig wartend, daß er etwas sagen würde.

Dann fing er an, sie auszufragen.

Sie gab auf alles bereitwillig Antwort. Mit monotoner Stimme und stets mit der stumpfen Ruhe, die ihm so ganz neu an ihr war, erzählte sie alles. Wie sie weggegangen sei mit dem Vorsatz, sich auf eigne Faust zu amüsieren, wie sie Werner getroffen und mit ihm soupiert habe . . . Alles ohne Scheu, ohne jedwede Beschönigung.

Er hörte ihr zu mit Erstaunen und Abscheu zugleich,

ohne eine Erklärung für ihre Handlungsweise finden zu können.

Und derselbe schlammige, ekle Geschmack, wie damals am Tage seiner Verlobung, kam in ihm auf und schnürte ihm die Kehle zu. Es war ihm, als müsse er ihr den ganzen Schmutz auf seiner Zunge in das Gesicht spucken. In seinen Augen war sie jetzt weiter nichts, als die verkörperte Gemeinheit ...

Wie gewöhnlich, wie widerlich schmutzig mußte nicht ihre Seele sein!

Er verläßt sie auf kurze Zeit, um an das Sterbebett seiner Mutter zu eilen, sie benutzt dies als eine günstige Gelegenheit, ihren Hang nach dem Gemeinen zu befriedigen, und in derselben Stunde, wo er an der Leiche seiner Mutter kniete, konnte sie mit einem andern ...

Und dieses Weib hatte er geliebt, liebte er vielleicht noch ...

Nein, jetzt nicht mehr!

Seine Liebe erschien ihm in diesem Augenblick wie eine Schändung des Andenkens an seine Mutter.

Und plötzlich gährte es wild in ihm auf. All die nervöse Unruhe und Überreizung der letzten Tage fand mit einemmale Ausdruck in einem leidenschaftlichen Zorn,

in dem er ihr die ganze Gemeinheit ihrer Handlungsweise ins Gesicht schleuderte, sie eine Straßendirne nannte, ohne Scham und Ehre.

Bei seinen Worten ging eine große Veränderung in ihrem Wesen vor.

Erst zuckte sie zusammen bei dem plötzlichen Ausbruch seiner Heftigkeit, als ob sie fürchtete, geschlagen zu werden, dann aber richtete sie sich stolz auf, ihre Wangen röteten sich, der glanzlose verschleierte Ausdruck schwand aus ihren Augen, mühsam kämpfte die Brust gegen die wachsende Erregung an.

Und dann stellte sie sich vor ihn hin, am ganzen Körper zitternd, und ihre Augen sprühten Blitze, als sie die Worte hervorstieß:

„Eine Dirne nennst Du mich — gut. Aber weißt Du, wer mich dazu gebracht hat, wer schuld ist, daß es so weit mit mir gekommen ist? — Du, Du ganz allein! Was bin ich hier in Berlin gewesen? Die Sklavin Deiner Laune, der Gegenstand Deiner unaufhörlichen Moralpredigten! Du sagst, Du hast mich geliebt — das ist nicht wahr. Früher vielleicht, in den ersten Wochen unsrer Bekanntschaft, aber in der letzten Zeit nicht mehr. Denkst Du, ich habe es nicht gemerkt, Deine Kälte, Deine Zurückhaltung ... Du

hast kein Herz, keine Spur von Herz. Dieses ewige sanfte Küssen und Kosen ... o es widerte mich an. Und dabei den ganzen Tag nichts thun, und immer dasitzen in den schönen Kleidern, und alles um einen her so rein und so sauber, so weiß und so zart ... o diese verdammte Sauberkeit, wie verhaßt sie mir war ... Und dann diese feine Luft, wie parfümiert ... es war nicht mehr zum Aushalten, und ich hätte es auch nicht länger ausgehalten, ich wäre erstickt, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich noch weiter hätte so leben sollen ... Ich mußte einmal wieder hinaus, hinaus aus der stockigen Luft, hinaus aus all der Sauberkeit und Reinheit, die ich haßte, wie andre Leute den Schmutz, mußte einmal wieder frei sein, ungebunden wie früher ... Aber das verstehst Du nicht, Du hast mich nie verstanden, hast Dir nie Mühe gegeben, mich zu verstehen. — Nun wohl, ich verstehe Dich auch nicht, ich bin nun einmal so wie ich bin, ich fühle anders wie Du und denke anders wie Du. Und da wir uns nicht verstehen, wirst Du auch nicht begreifen, warum ich das gethan habe. Und ich bereue es nicht, denn jetzt ist mir wohl, o so wohl ... Einst habe ich Dich geliebt, geliebt, wie ich niemals wieder einen Menschen werde lieben können, aber Du hast diese

Liebe getötet durch Deine Gleichgültigkeit und mich dazu getrieben, daß ich so geworden bin, wie ich jetzt bin ... und deshalb hasse ich Dich, jawohl, hasse ich Dich."

Sie hatte die Worte hervorgestoßen wild, hastig, ungestüm, wie in einem Paroxismus von Nervenüberreizung.

Dann war sie aus dem Zimmer gestürmt, hinunter auf die Straße.

Sie lief immer weiter, ohne zu achten, wohin.

An einer Straßenecke stieß sie gegen einen Herrn.

„Aber gnädiges Fräulein, so in Eile?" fragte eine bekannte Stimme.

Sie sah auf.

Es war Baron Loeben, den sie auf ihrem ersten Balle kennen gelernt und der sie damals arg umschwärmt hatte.

Die Worte Bernhards tönten immer noch in ihren Ohren nach.

Er hatte sie eine Dirne genannt!

Sie mußte ein Betäubungsmittel haben für ihre Erregtheit ... sie zögerte einen kurzen Moment, dann sagte sie entschlossen:

„Baron, eine Frage, wollen Sie den Abend in meiner Gesellschaft verbringen?"

Der Baron merkte sehr wohl, daß hier etwas besonderes vorgefallen war. Er hütete sich aber, Lene jetzt mit irgend welchen Fragen zu belästigen. Und ohne im geringsten sein Erstaunen zu verraten, bot er ihr mit liebenswürdiger Galanterie den Arm an. —

Bernhard hatte den Vorwürfen Lenes wortlos zugehört. Den Sinn ihrer Worte begriff er nicht, er vermochte nur halb zu hören, was sie sagte, all sein Denken und Fühlen drängte sich in seinen Augen zusammen.

Wie gebannt hing sein Blick an ihr, als sie vor ihm stand, die Worte leidenschaftlich hervorstoßend, am ganzen Körper zuckend vor Erregung, die Augen niederblitzend auf ihn ... Noch niemals war ihm so zum Bewußtsein gekommen, wie schön sie war, als in diesem Augenblick. Und er berauschte sich an ihrer Schönheit, suchte ihr Bild, so wie es jetzt war, fest seinen Sinnen einzuprägen, unverlöschbar für alle Zeiten, wie unter einer geheimen Eingebung handelnd, in der dunklen Vorahnung, daß es das letzte Mal sei, wo sein Auge sich an ihrer Schönheit satt saugen konnte.

Und als sie ihre Worte hervorgestoßen hatte und aus dem Zimmer stürmte, war es ihm, als ob er aufspringen und sie zurückhalten müsse ... Aber jene

bleierne Gleichgültigkeit, die schon damals an der Leiche seiner Mutter über ihn gekommen war, legte sich plötzlich auf seine Seele. Und er wunderte sich, daß er mit einemmale ruhig in seinem Sessel liegen blieb und nicht einmal an das Fenster trat, um ihr nachzuschauen.

Lange blieb er so liegen in seiner bewegungslosen Ruhe, mit der wohlthuenden Leere in sich, an nichts denkend, an nichts ...

Allmählich, ganz langsam und in gleichen Zwischenräumen fing die Leere um ihn her an zu verschwinden. Und die Gedanken kamen zurück, einer nach dem andern, und er hatte wieder eine klare, nüchterne Vorstellung von dem Vorgefallenen.

Und er suchte sich ihrer Worte zu erinnern und sie in einen Zusammenhang zu bringen.

Und dann ward ihm alles deutlich, alles. Weshalb sie in der letzten Zeit ihre Verwandten aufgesucht hatte, von denen sie früher nie etwas wissen wollte, woher ihre Unzufriedenheit kam, ihre Unruhe, der seltsame Wechsel in ihrer Stimmung, das Verlangen, mit ihr in ein öffentliches Balllokal zu gehen, alles, alles... Sie fühlte sich nicht wohl in all der Reinheit um sie her, sie sehnte sich zurück nach dem Schmutz, in dem

sie aufgewachsen war ... Er genügte ihr nicht mehr, er war ihr zu fein, zu anständig, und ihrem Herzen war die Anständigkeit verhaßt, wie andern die Gemeinheit ...

O, warum war er nur so anständig gewesen, so verflucht anständig! Daß er sich auch nie an die Welt gewöhnen konnte, sie so nehmen, wie sie genommen zu werden wünschte.

Damals, als im harten Kampf des Lebens alle seine Jugendideale zertrümmert wurden, als er das Leiden überwunden hatte, das damals seine Seele zermarterte, wie gefeit glaubte er sich nicht gegen alle tieferen Gefühlsregungen! Und doch war sie plötzlich über ihn gekommen, die Liebe zu diesem Mädchen. Und er hoffte, sich ein Glück zu erkämpfen, da er sich so praktisch glaubte in seiner Liebe, aber da kamen sie wieder, die Stimmungen seiner Jugendjahre, unmerklich, unwillkürlich und legten den Geist der Unzufriedenheit in seine Liebe ...

Warum war er auch so, warum konnte er sich nicht losmachen von diesen verdammten Gefühlsduseleien! Warum hatte er ein so tiefes, weiches, thränendes Gemüt, das so unpraktisch war, so unbrauchbar für diese Welt? Warum hatte er Lene nicht genommen, wie

sie war, warum in ihr immer nur das zukünftige Weib gesehn, warum sie nicht behandelt, wie sie behandelt sein wollte? . . .

Und er sah ein, daß ihre beiden Naturen nie mit einander in Harmonie zu bringen sein würden. Ihn umwehte die frische, reine Luft seiner Jugendjahre fort und fort, und er vermochte sich nicht an die Gemeinheit zu gewöhnen, die Lene von Kindheit an aufgesogen hatte und die ihr nun in Fleisch und Blut übergegangen war. Er konnte nicht zu ihr herabsteigen, und seine Hoffnung, sie zu sich emporheben zu können, war jämmerlich zu nichte gegangen.

Warum suchte er auch in dem Weibe etwas ideales, hohes, reines, etwas, das nicht in ihm vorhanden war? Weshalb brachte er es nicht fertig, wie Werner mit cynischer Gemeinheit das ganze Geschlecht nur von einer Seite zu betrachten, als ein notwendiges Übel für den Leib und als unnützen Ballast für die Seele?

Wie herrlich weit hatte es nicht Werner mit seiner Auffassung gebracht!

Er war wenigstens glücklich, glücklich in seiner Art.

Und Bernhard neidete ihm diese glückliche Zufriedenheit fast.

Seine Liebe machte ihn nur unglücklich.

Und wie sehr er sie geliebt hatte, das fühlte er in diesem Augenblicke so recht.

Und er fühlte zugleich, daß er sie noch liebte.

Ja, auch jetzt noch!

Er begriff nicht, wie das möglich sein konnte, er suchte dieses Gefühl von sich abzuschütteln, wie etwas schmutziges, unreines, aber es gelang ihm nicht.

Es ward ihm immer deutlicher, daß er nicht mit einemmale ein Empfinden aus seiner Brust reißen konnte, das dort so tief Wurzel gefaßt hatte.

Und er hatte sie vorhin so gehen lassen, ohne ein Wort der Erwiderung. — Wo war sie nur hingeeilt? Was that sie jetzt!

Und ein unbezwingliches Verlangen ergriff ihn, sie noch einmal zu sehen, zu sprechen.

Er war sich nicht klar darüber, was er ihr sagen wollte, was er überhaupt von ihr wollte, aber seine Sehnsucht ließ ihm keine Ruhe.

Er ergriff seinen Hut und eilte hinunter auf die Straße.

In ihrer Wohnung war sie nicht.

Eine Ahnung sagte ihm, daß er sie in der Friedrichstraße treffen würde.

Er warf sich in eine Droschke. In der Nähe der

Linden stieg er aus. Und nun begann er hin und her zu laufen, immer dieselbe Strecke auf und ab. Aber nirgends vermochte er sie zu entdecken. Mitunter war es ihm so, als ob er sie sähe, aber wenn er näher hinzu kam, bemerkte er, daß er sich getäuscht hatte . . .

Zwei Stunden lang war er so suchend umhergeirrt.

Da kam er am Café National vorbei.

Wenn sie da drinnen wäre?

Und es ärgerte ihn, daß er nicht schon früher auf den Gedanken gekommen war und einmal nachgeschaut hatte.

Das große Lokal war gedrängt voll. Er durchschritt es zweimal, nach allen Tischen aufmerksam spähend, unbekümmert um das Winken und leise Zurufen um ihn her.

Sie war nicht da.

Er wollte schon wieder gehn, aber dann war es ihm wieder, als ob sie jeden Augenblick eintreten müßte. Und er setzte sich an einen Ecktisch, müde, abgespannt, die Augen immerfort nach den Eingängen gerichtet. Und während er so dasaß und wartete, kam ihm der Gedanke, daß sie gerade jetzt draußen vorüber gehen könnte. Und er trank hastig an seinem Biere.

Einigen der umsitzenden Damen war seine Erregt-

heit aufgefallen. Und da er für ihr Liebeswerben kein Auge hatte, fingen sie an, sich über ihn lustig zu machen.

Bernhard achtete nicht darauf.

Die frechen, gierigen, geschminkten Gesichter waren ihm heute widerlicher als sonst.

Und unwillkürlich kam ihm der Gedanke, wenn Lene auch einmal hier . . .

Er stürmte hinaus, von einem ungeheuren Ekel gepackt.

Und das ruhelose Umhersuchen ging von neuem an.

Erst spät nach Mitternacht, als die Straßen stiller wurden, gab er sein Suchen auf.

Am nächsten Tag begann wieder dasselbe Spiel. Er sagte sich, daß er eher keine Ruhe finden würde, als bis er sie gesehen hätte. . . .

Und dann sah er sie.

Sie fuhr an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, zurückgelehnt in einer Droschke erster Klasse, lachend und in bester Laune, lebhaft zu einem Herrn hinübersprechend, der ihr gegenüber saß. Neben ihr lag ein Plaid und eine kleine Handtasche, ein großer Reisekoffer stand vorn beim Kutscher.

In dem Herrn erkannte er Baron von Loeben, der

sich wegen seiner galanten Abenteuer einer weitgehenden Berühmtheit erfreute.

Bernhard wußte genug.

Jetzt erst sah er, daß er sie für immer verloren hatte.

XV.

Das Wintersemester hatte seinen Anfang genommen.

War Leipzig auch zu sehr Großstadt, um ganz in der Universitätsstadt aufzugehen, so war es doch auch wieder nicht groß genug, um seinen akademischen Charakter ganz verleugnen zu können. Man merkte recht wohl, daß die Zeit der großen Ferien vorüber war und das neue Halbjahr seinen Anfang nahm.

In den Höfen und Gängen des alten Universitätsgebäudes und den im Südosten der Stadt gelegenen medizinischen Instituten wurde es wieder lebendig, und auf der Grimmaischen Straße sah man wie sonst die Couleuren auf- und abparadieren mit ihrer sich unwiderstehlich dünkenden Grandezza.

Und die Centralhalle und der Schloßkeller und die andern Vergnügungslokale fingen von neuem an sich zu füllen, wenn die Familienkonzerte mit dem darauf folgenden öffentlichen Ball stattfanden.

Man amüsierte sich immer ganz gut, besonders in der Centralhalle, wo es, äußerlich wenigstens, noch am nobelsten herging.

Das empfand auch Lene, als sie zum ersten Mal nach halbjähriger Abwesenheit von Leipzig wieder den Saal betrat, in dem sie früher so frohe Stunden erlebt hatte.

Freilich, ganz so harmlos und leicht zufrieden wie damals vermochte sie nicht mehr zu sein, es war ihr, als ob zwischen dem Jetzt und dem Damals so viel Jahre lägen, wie in Wirklichkeit Monate.

Sechs Wochen lang war sie mit dem Baron zusammen gewesen. An der Ostsee, in Heringsdorf, dann kurze Zeit auf Rügen, in Kopenhagen, Schweden, was wußte sie sonst noch! Anfangs war sie aus dem Staunen gar nicht herausgekommen. Das war ein Leben, das ihr so recht gefiel. Und wie der Baron das Geld von sich warf — das imponierte ihr gewaltig.

Aber allmählich wurde sie kritischer und das neue Leben fesselte sie nicht mehr gänzlich, ihre Aufmerksamkeit richtete sich auf Kleinigkeiten, für die sie bisher keine Zeit gefunden hatte, und sie entdeckte in dem Be-

nehmen des Barons manchen Zug, der ihr nicht behagte.

Sie merkte bald, daß sie in seinen Augen nur ein Prunkstück war, um das ihn andre beneiden sollten. Und es ärgerte sie, daß sie nur seiner Eitelkeit dienen sollte.

Und dann begann sie öfters an Bernhard zu denken. Was er wohl jetzt machen würde? Ob er unglücklich war? Sie hatten sich einstmals so geliebt. Und er war immer so gut zu ihr gewesen. Eigentlich hatte sie recht schlecht an ihm gehandelt. Er hatte das nicht verdient. Und je mehr sich diese Erkenntnis in ihr Bahn brach, je mehr fühlte sie etwas von der alten Liebe in sich neu aufleben.

Und von Tag zu Tag wurde das Verlangen in ihr größer, ihn noch einmal zu sehen ...

Auch der Baron merkte die Veränderung im Wesen Lenes. Überdies liebte er die Abwechslung. Er begann sie allmählich satt zu bekommen.

Und am zweiten Tage nach ihrer Rückkehr nach Berlin erhielt Lene einen Brief, der neben ein paar Hundertmarkscheinen noch die Mitteilung enthielt, daß er sich nächstens verloben wolle und daß er infolgedessen den weiteren Umgang mit ihr aufgeben müsse.

Familienverhältnisse zwängen ihn zu diesem Schritt, und so schwer es ihm auch würde, sich von ihr zu trennen u. s. w. u. s. w. —

Lene nahm die Mitteilung mit großer Gleichgültigkeit auf. Sie hatte den Baron in der letzten Zeit nicht mehr recht leiden können. Es kam ihr vor, als ob er sie trotz aller äußeren Höflichkeit innerlich verachtete.

Und das konnte sie am allerwenigsten vertragen.

Und sie vergegenwärtigte sich wieder die Art, wie sie von Bernhard früher behandelt wurde. Er pflegte so hoch von ihr zu denken, sie so hoch zu stellen, höher als sie es verdiente.

Und sie vermochte ihr Verlangen, ihn wieder zu sehen, nicht länger zu zügeln, und eines Tages begab sie sich in seine alte Wohnung.

Was sie gefürchtet und wovor sie gebangt hatte, traf ein — er war ausgezogen. Schon vier Wochen war er fort. Die neue Adresse konnte sie nicht erfahren. Sie erkundigte sich auf dem Meldeamt und erfuhr, daß er Berlin verlassen hatte. Ein Brief, den sie nach seinem Heimatsstädtchen in Thüringen schrieb, kam als unbestellbar zurück.

Da gab sie es auf, nach ihm zu forschen, aber

die Sehnsucht nach ihm wurde nur um so größer in ihr.

In Berlin gefiel es ihr nicht mehr. Sie faßte den Entschluß, nach Leipzig zurückzukehren. Vielleicht würde sie wieder irgend eine Stellung annehmen. Vorläufig wollte sie sich aber noch einmal recht amüsieren. Das Geld vom Baron hielt schon noch eine Zeitlang vor.

Fast jeden Abend war sie zu irgend einem Tanzvergnügen. Einmal hierhin, dann dorthin. Herrenbekanntschaften machte sie genug. Aber nichts vermochte sie zu befriedigen. Hatte sie früher schon die gewöhnliche Art, mit der sie die Herren meist behandelten, abgestoßen, so fühlte sie dies jetzt noch mehr. Und wenn sie verletzt that, lachte man sie aus.

Ein Mädchen wie sie!

Die Sittenpolizei war auf sie aufmerksam geworden. Man beobachtete sie fleißig, und eines Tages mußte sie nach dem Polizeigebäude in der Wächterstraße kommen.

Als sie wieder heraustrat, hielt sie in ihrer Hand ein kleines Heft in blauem Umschlag.

Sie fing an zu lesen.

„Den unter sittenpolizeilicher Kontrole stehenden,

in Leipzig wohnhaften Frauenspersonen ist verboten ... § ... Besuch der Theater und Konzerte ... Stehenbleiben auf der Straße ... Sitzen auf den Bänken in öffentlichen Anlagen ... Tabakrauchen ... alles laute Schreien in ihrem Zimmer ...“

Sie lachte laut auf, als sie dies las.

Nun war sie auch eine von denen, die sie bisher nur mit Naserümpfen angesehen hatte.

Bernhard hatte sie damals eine Dirne genannt — jetzt war sie es wirklich.

Wie konnte sie nun noch von andern geachtet werden, wo sie sich selber verachtete ...

Als sie in ihrem Zimmer angelangt war, warf sie sich laut schluchzend auf das Bett nieder.

Nein, das konnte sie nicht ertragen, das nicht!

Wenn nur Bernhard da wäre, er würde ihr helfen ... er war ja immer so gut gewesen ... so lieb, so lieb ...

Eine Dirne ...

Nein, nein, nein ...

Als sie am Abend die Petersstraße entlang ging, sah sie ihn.

O Gott, warum hatte sie ihn nicht zwei Tage früher getroffen! Gerade heute! ...

Aber er war da, jetzt mußte sie ihn sprechen.

Er ging mit einem älteren Herrn.

Sie folgte den beiden in einiger Entfernung nach.

Vor einem Hause in der Zeitzerstraße verabschiedete sich der andre.

Bernhard ging in das Haus hinein.

Sie wartete an der gegenüberliegenden Straßenseite, atemlos zu der Fensterfront emporblickend.

In einem Zimmer der zweiten Etage wurde Licht angezündet. Dann erschien ein Kopf am Fenster, die Gardinen wurden zusammengezogen.

Sie hatte ihn erkannt.

Er wohnte also hier.

Es jubelte in ihr auf bei dem Gedanken, daß sie ihn endlich wiedersehen sollte.

Aber dann erfüllte ein Bangigkeitsgefühl ihre Brust, trotz all der Freude, die sie empfand, eine Furcht, über die sie nicht hinweg kommen konnte.

Am liebsten wäre sie sofort hinaufgegangen. Doch bald kam sie wieder von dem Gedanken ab. Sie war jetzt zu erregt, und die Thränenspuren auf ihrem Gesicht waren noch frisch.

Auch hatte sie nicht ordentlich Toilette gemacht.

Und schön sollte er sie finden.

Sie beschloß deshalb, ihn am nächsten Vormittag aufzusuchen.

Dann ging sie auf die andere Seite, um sich die Hausnummer anzusehen. Und es kam sie plötzlich die Lust an, die Treppe hinaufzugehen.

Und leise, wie eine Verbrecherin, die ertappt zu werden fürchtet, klomm sie vier Stufen empor bis zur zweiten Etage. Vorsichtig nahte sie sich der Thür.

Richtig, da hing seine Visitenkarte.

Sie sah sich scheu nach allen Seiten um und schlich sich dicht bis an die Thür.

Und dann hefteten sich ihre Lippen schnell und inbrünstig auf den weißen Carton . . .

Und zu Hause, in ihrem Bette liegend, weinte sie heiße, bittre Thränen.

Am nächsten Morgen stand sie lange vor ihrem Spiegel.

Sie gefiel sich heute gar nicht.

Die Thränenspuren von der Nacht wollten nicht von dem Gesicht weichen.

Endlich machte sie sich auf den Weg.

Auf ihre Frage nach Dr. Bernhard ließ man sie eintreten.

Er befand sich noch in dem nebenanliegenden Schlafzimmer.

Sie sah sich in dem Raum um.

Sie bemerkte so manches alte bekannte Stück, das sie in seinem Zimmer in Berlin gesehen hatte.

Alles heimelte sie so vertraut an, und die Erinnerung preßte ihr die Thränen in die Augen.

Nur mit Mühe bezwang sie sich, um nicht laut aufzuschluchzen.

Und da auf dem Schreibtisch stand auch ihr Bild.

Ihr Bild! . . .

Er hatte sie also noch nicht vergessen, dachte noch an sie, täglich . . .

O, wenn er sie auch noch liebte!

Und wie verzweifelt klammerten sich ihre Gedanken an diese Möglichkeit.

Die Thür zum Schlafzimmer öffnete sich, Bernhard trat ein.

Erschrocken that er einen Schritt zurück, als er Lene erkannte.

Wie kam sie hierher, was wollte sie?

Sie hatte gehofft, er würde sie freudig begrüßen, würde ihr entgegentreten, ihr die Hand reichen . . .

und nun stand er stumm da, fast als ob ihm ihr Anblick unangenehm sei.

„Fritz“ flehte sie, „kennst Du mich denn nicht mehr?“

Er fuhr fort, sie zu betrachten.

Wie verändert sie doch aussah.

Das weiche, schmiegsame, elastische in ihrem Wesen war verschwunden, ihre Gestalt war plumper geworden, ihre Formen voller, das helle, sonnige Prickeln ihrer Augen suchte man vergebens hinter dem trüben Schleier, der vor ihrem Blicke hing. Die Wangen waren bleicher und unter den Augen mit roter Schminke bedeckt.

Diese Schminke berührte ihn besonders unangenehm.

Er hatte ihr Bild im Gedächtnis bewahrt, so wie es damals gewesen war, als sie ihm die Vorwürfe ins Gesicht schleuderte, und nun kam sie und verwischte dieses Bild mit ihrer Straßendirnengegenwart.

Warum blieb sie nicht da, wo sie hingehörte!

Und plötzlich kam die Erinnerung in ihm auf an all das Leid, das er ihretwegen erduldet, damals, nach ihrem Verschwinden aus Berlin. Jetzt hatte er seinen Schmerz überwunden, und nun kam sie wieder, alte Wunden aufzureißen.

Eine große Erbitterung bemächtigte sich plötzlich seiner.

Glaubte sie vielleicht, er würde wieder sentimental werden und ihr an die Brust sinken, und so weich sein, so vermaledeit butterweich, wie früher?

O, er konnte auch brutal und gemein sein. So ein bischen lernt man mit der Zeit schon ...

Und als sie jetzt wieder zu ihm aufsah, bittend, flehend, mit halb geöffneten Armen, da zwang er sich gewaltsam zur Ruhe.

Und langsam mit möglichster Blasiertheit in Ton und Haltung, jede Silbe wie unter müder Übersättigung hervorquälend, sagte er, indem er sein Portemonnaie hervorlangte und ein Geldstück herausnahm:

„Nein Kind ... laß nur ... Mir ist heute nicht wohl ... Ein ander Mal ... Hier hast Du Deinen Thaler, aber nun geh auch ...“

Er drückte ihr das Geld in die Hand.

Einen Augenblick lang starrte ihn Lene an, wesenlos, mit weit geöffneten Augen.

Dann entrang sich ein heiserer Schrei ihrer Kehle.

Und sie nahm den Thaler und warf ihn mit aller Wucht gegen Bernhard. Er traf den Spiegel, dessen Glas klirrend zu Boden flog.

Dann schlug sie die Thür hinter sich zu und stürmte davon ...

Auch er verachtete sie, er, der sie früher angebetet hatte! ...

O wie erbärmlich mußte sie doch sein, daß er das konnte!

Sie war zu ihm gekommen, bittend, flehend, mit hündischer Furcht ...

Wenn er sie nur wie einen Hund behandelt hätte, hinausgejagt mit Fußtritten ...

Aber das ... das ... und von ihm ... nein, das ertrug sie nicht.

Sie eilte hinauf in ihr Zimmer. Hastig öffnete sie ein Schubfach der Kommode, den Inhalt in nervöser Ungeduld auf den Boden werfend, immer fühlend und suchend.

Da war es.

Sie nahm das kleine Fläschchen mit dem flüssigen Inhalt an sich.

Dann betrachtete sie noch einmal das Bild in dem Stehrahmen auf ihrer Kommode.

Ihr Blick sog sich fest an den alten, lieben Zügen. Lange, lange ...

Dann löste sie schnell das Bild aus seinem Rahmen

und riß es in kleine Stücke, bis es unkenntlich geworden war.

Und dann hinaus auf die Straße, wo sie sich dem ersten besten in die Arme warf.

In ihrer augenblicklichen Stimmung nur nicht allein sein, noch einmal sich recht austoben, in Sinnenlust betäuben und dann ...

Im Laufe des Gesprächs merkte sie, daß er Mediziner war.

Sie fragte, ob er vielleicht einen Doktor Fritz Bernhard kenne?

Jawohl, der war Assistent des Anatomieprofessors X.

„Anatomie, das ist da, wo alle ... Leichen von ... Selbstmördern hin kommen?“ fragte Lene weiter.

Er nickte.

„Und Doktor Bernhard bekommt ... alle Leichen ... zu sehen?“

„Natürlich“, erwiderte der Student mit jenem gewollt brutalen, imponieren sollenden Ausdruck, den manche jungen Mediziner als für ihren Beruf unerläßlich erachten.

„Er überwacht die einzelnen Präparierarbeiten, verteilt die Aufgaben, und wenn eine neue Leiche zerteilt

ist, kriegt der Tisch dies Bein, der andere jenes, der Oberkörper kommt dahin und am Kopf säbeln wieder andere herum ... Aber was ist Dir denn?" unterbrach er sich, als sich Lene plötzlich schwer an seinen Arm hängte, „hast Du denn so schwache Nerven?"

Lene nahm ihre ganze Kraft zusammen.

„Nein, nein, es ist nichts, es geht schon wieder vorüber", sagte sie. „Kommen Sie, wir wollen ein Glas Bier trinken gehen".

Sie dachte jetzt zu klar, zu nüchtern ... Und dann fürchtete sie sich auch so ...

Trinken, viel trinken, damit die Furcht in ihr schwand und die Klarheit ...

Und als sie später mit ihm allein war in dem dunklen Zimmer, oben bei ihm, malte sich ihre Phantasie aus, daß er es wäre, der sie in seinen Armen hielt.

Und die Glut ihrer Leidenschaftlichkeit wuchs bis zur Raserei.

Der Mediziner wunderte sich im stillen.

Solch ein verrücktes Weib war ihm noch nicht vorgekommen.

Allmählig kühlte sich ihre Leidenschaft. Eine süße Erschlaffung kam über sie. Das Verlangen nach Ruhe.

Ruhe ...

Neben sich hörte sie ein tiefes, unangenehmes Schnarchen.

Sie zündete ein Wachslicht an.

Er schlief fest.

Sie stand auf und suchte das Fläschchen aus ihrer Tasche hervor.

Dann trank sie es mit einem Zuge aus und legte sich wieder hin.

Eine wohlthuende Müdigkeit überkam sie.

Ihr wurde mit einemmale so leicht, so wunderbar leicht. Das hämmernde Pochen in ihrem Kopf hörte auf, der bleischwere Druck, der während der letzten Stunden auf ihrer Stirn gelegen hatte, schwand. Sie versuchte zu denken, aber es ging nicht. All ihre Klarheit dämmerte weg in einer allgemeinen, großen Leere. Und sie streckte sich lang aus, ein glückliches Lächeln um ihren Mund.

Dann schloß sie die Augen.

O, jetzt war ihr wohl, so ganz ohne Gedanken, ohne Erinnern ...

In ihren Ohren summte es, wie von Musik. Aber die Töne kamen von fern, ganz von fern.

Und das Summen wurde immer leiser und leiser ...

Und dann schwand es ganz — — —

Einige Stunden später erwachte der Mediziner. Ihn fror mit einemmale so. Es war ihm, als ob seine linke Seite neben etwas unangenehm kaltem gelegen hätte.

Er streckte die Hand aus, um sie gleich darauf zusammenschauernd zurückzuziehen.

Diese feuchte Kälte kannte er.

Jetzt besann er sich auch, daß er ja nicht allein war.

Noch einmal streckte er fühlend die Hand aus.

Dann sprang er empor und zündete Licht an.

Sie war tot. — —

Unten am Boden lag das Fläschchen mit dem letzten Rest einer Morphiumlösung.

— — — — — — — — — — — — — —

Der große Präpariersaal des Anatomiegebäudes am Eingang der Liebigstraße war heute besonders voll. Es geschah nicht häufig, daß die Leiche eines jungen Mädchens auf den Präparierboden kam. Diesmal war noch die Neugierde besonders erregt worden durch den eigentümlichen Umstand ihres Todes. Die meisten

kannten den Mediziner, mit dem Lene am letzten Abend zusammen gewesen war, und so kam es denn, daß der Vorfall in studentischen Kreisen ziemlich bekannt wurde. Im großen Publikum wußte man nicht viel davon, da die Zeitungen die Sache nicht breitgetreten hatten und auf die kurze Notiz unter den Polizeinachrichten achtete niemand.

Viele ältere Mediziner, auch Studenten anderer Fakultäten, hatte die Neugierde herbeigelockt. In kleineren und größeren Gruppen stand man zusammen, den interessanten Fall besprechend, wobei manche zotige Nebenbemerkung fiel, die lautes Gelächter erregte. Einzelne rauchten Zigarretten, wodurch der eigentümlich weiche, widerlich süße Geruch der alkoholgeschwängerten Luft etwas gehoben wurde.

Nur wenige Studenten ließen sich in ihren Arbeiten nicht stören. In ihrem blauen, den ganzen Oberkörper bis zu den Knieen bedeckenden Gewand standen sie da, das feine Messer in der Hand, die vorgeschriebenen Präparate auszuführen. Auf manchen Tischen lagen nur einzelne Gliedmaßen, auf andern ganze Körper, an denen mehrere Mann zu gleicher Zeit arbeiteten. Hier lagen die Organe des Oberkörpers offen da, dort war man beschäftigt, einzelne Aderstränge

bloßzulegen, und an einer andern Stelle war man noch dabei, die Haut vom Körper zu trennen, die eine eigenartige bronzerote Färbung angenommen hatte.

Die meisten Tische aber standen verwaist. Die Leichen und Körperteile waren mit einem nassen Tuch aus grober, brauner Leinewand bedeckt. Nur hier und da sah ein Arm oder ein Fuß unter dem Tuch hervor.

Wer nicht in die in einem Nebenraum befindliche Frühstücksstube gegangen war, stand mit Bekannten zusammen und wartete darauf, daß die Leiche aus dem Kühlraum heraufgebracht wurde.

Endlich kam der erwartete Augenblick.

Unhörbar rollten die Gummiräder des zum Transport der Leichen bestimmten Fahrzeugs über den Boden.

Auf einen der vordersten Tische legte man die Leiche nieder.

Die Studenten umdrängten den Tisch.

Dann erschien der Professor mit seinem Assistenten.

Das nasse Tuch wurde von dem Körper entfernt.

Eine merkliche Bewegung entstand unter den Umstehenden.

„Donnerwetter, ganz feudales Weib" meinte ein älterer Mediziner ziemlich laut, „die hätte es doch noch nicht nötig gehabt."

Und mancher derbe und leise belächelte Witz fiel.

Und neben den vielen, die ruhig, mit berufsgewohnter Gleichgültigkeit auf die Leiche blickten, fand sich auch manch einer, dessen Auge nur verstohlen den weißen nackten Körper streifte, dem der Anblick eine leise Röte auf die Wangen trieb, und dem beim Anschauen der kalten Schönheit des Todes ein süßer Schauer durch den Leib ging, zum ersten Mal ein ahnendes Fühlen aufkam von der sinnewirrenden Wärme eines lebenden Frauenkörpers, zum ersten Mal ein heißes, sehnendes Verlangen ...

„Herr Doktor, fehlt Ihnen etwas?" fragte der Professor, als er sah, daß sein Assistent plötzlich auffallend bleich geworden war.

Bernhard biß sich auf die Lippen.

Nur jetzt keine Schwäche!

Und er bezwang sich.

Als das Tuch von dem Körper gezogen wurde und sein Blick auf die Leiche fiel, war es ihm, als ob all sein Blut nach dem Herzen flösse ...

Und er hörte sein Schlagen, laut, vernehmlich, als wolle es springen.

So sollte er sie wiedersehn!

Und noch einmal gährte es wild in ihm auf und

sein Herz krampfte sich zusammen unter der Erinnerung an das verlorne Glück, an all die überströmende Liebe, die er einstmals für sie gefühlt hatte.

Und er glaubte niedersinken zu müssen an der Leiche des Weibes, das ihm den Glauben an sein Geschlecht zurückgegeben und auch wieder geraubt hatte.

Aber er wollte stark sein, jetzt endlich.

Seine Weichheit hatte ihm immer nur Unglück gebracht.

Und mit Gewalt drängte er die Thränen zurück, die ihm in die Augen zu strömen drohten.

Und während sein Herz blutete vor Weh, wies er mit fester Stimme den einzelnen Praktikanten die Arbeiten zu, die zunächst an der Leiche vorzunehmen waren.

Druck von G. Pätz, Naumburg a. S.